

Sozialdemokrat

Zentralorgan der Deutschen sozialdemokratischen Arbeiterpartei
in der Tschechoslowakischen Republik.

monatlich	... Kf 16.-
vierteljährlich	... 48.-
halbjährlich	... 96.-
ganjährlig	... 192.-

Rückstellung von Manuskripten erfolgt nur bei Einlösung der Retourmarken.

Erscheint mit Ausnahme des Montags täglich früh.

Eine Atempause für Deutschland.

Der Bericht der Sachverständigen.

Berlin, 19. August. (Eigenbericht.)

Das nach schwierigen Verhandlungen in der Nacht zum Mittwoch in Basel zustandekommene Kompromiß bringt zunächst für Deutschland hinsichtlich seiner kurzfristigen Verschuldung

eine Atempause von sechs Monaten.

Während dieser Zeit hat man den Möglichkeiten nachzugehen, aus dem Kompromiß eine Endlösung zu machen. Dabei kommt alles darauf an, wie Deutschland die ihm gebotene Chance ausnützt.

In diesem Zusammenhang hat der Bericht des Baseler Komitees, der nach dem Herausgeber einer bekannten englischen Wirtschaftszeitschrift, des Economisten, als Laytonbericht bezeichnet wird, größte Bedeutung. Der Bericht knüpft an zwei große Fehler in der internationalen Wirtschaftsverflechtung an. Er sagt einmal, daß man die Gläubigerstaaten — und im Laytonbericht wird unter Gläubigerstaaten vor allem Deutschland verstanden — zu sehr mit Zahlungsverpflichtungen überlastet hat. Er sagt weiter, daß der Protektionismus in der Welt die Handelsmöglichkeiten einengert hat, so daß die Ausfuhr, die dem Gläubigerstaat auferlegten Zahlungsverpflichtungen aus dem Export seiner Wirtschaft zu erfüllen, unnötig und unerträglich eingeschränkt worden sind. Daraus ergeben sich zwei Folgerungen:

neue Reparationsverhandlungen mit dem Ziel, die deutschen Reparationslasten der deutschen Wirtschaftskraft anzupassen, und eine Einschränkung des internationalen Protektionismus.

Nur unter diesen Umständen kann Deutschland langfristige Kapitalien, die es zur Ankurbelung seiner Wirtschaft braucht, erhalten. Der Laytonbericht sagt uns nichts Neues. Es sind bekannte Wahrheiten, die hier allerdings besondere Bedeutung erhalten, da sie von einem Kreis der besten internationalen Sachverständigen ausgesprochen wurden. Der Laytonbericht wendet sich damit an die Politiker. Ist die Welt während der fürchterlichen Krise für die im Laytonbericht enthaltenen Gedankengänge reif geworden, dann werden wir zu einer Lösung der Reparationskrise und zu einer erfolgreichen Auseinandersetzung mit dem Krebsübel des Protektionismus kommen, was sicherlich stark zur Überwindung der Weltwirtschaftskrise beitragen wird. Zeit der schlimmsten Fall ein, ist die Welt nicht reif dazu, dann werden wir eine Reihe der bekanntesten Weltkonferenzen ohne Ergebnis erleben. Wir wollen hoffen, daß der Welt dieses Schauspiel nicht geboten wird und sie reif ist.

Das geht besonders Deutschland an. Es ist wahrscheinlich ein Fehler des deutschen Volkscharakters, in politischer Beziehung von einem Extrem ins andere zu fallen, himmelhoch jauchzend und tief betrübt zwischen Erde und Himmel zu schwanken. Deutschland hat nun bereits einige Wochen in „Selbsthilfe“ gemacht und schon eingesehen, daß sich das alles sehr schön anhört, aber unmöglich zu ausführen ist. Jetzt, wo der Baseler Bericht aller Welt bescheinigt, daß Deutschland auf die ausländische Kredithilfe angewiesen ist,

droht die Gefahr, daß alle Karten auf die ausländische Hilfe gesetzt werden.

Aber nur nicht! Alle Welt wird dem Laytonbericht glauben, daß Deutschland ein Kernstück in der weltwirtschaftlichen Verflechtung ist, daß ihm nur durch ausländischen Kredit geholfen werden kann und ihm geholfen werden muß. Aber zwischen Glauben und dem Singsingen von Krediten ist noch ein recht langer Weg. Diesen Weg hat Deutschland zu gehen und dieser Weg bedeutet nichts anderes als die Wiederherstellung des Vertrauens zu Deutschland. Hier hat Deutschland zu zeigen, was Selbsthilfe ist und was Selbsthilfe kann.

Wir müssen uns darüber klar sein, daß die Wiederherstellung des Vertrauens vor allem einen völligen politischen und wirtschaftspolitischen Kurswechsel erforderlich macht. Der Laytonbericht selbst betont, daß eine Verständigung Deutschlands mit Frankreich notwendig ist. Unsere Außenpolitik hat dem Rechnung zu tragen und hier haben die Mittel der deutschen Innenpolitik einzusetzen.

Wir müssen in Deutschland, wenn das ausländische Vertrauen zu uns wieder kommen soll, zu einer politischen Befriedung kommen.

Es geht nicht an, daß die Radikalen von links und rechts jeden Tag den Bürgerkrieg an die Wand malen. Welcher ausländische Finanzmann wird mit ruhigem Gewissen sein Geld nach Deutschland verleihen, wenn ihm jeden Tag die Gefahr eines bevorstehenden Bürgerkrieges vor Augen gemalt wird? Inzwischen haben wir gesehen, wie günstig der Misserfolg des Volkentscheids auf die ausländische Stimmung gewirkt hat. Daraus läßt sich ermaßen, wie wichtig es ist, daß sich die Republik die kindisch-blöden und unverantwortlichen Angriffe ihrer Gegner nicht mehr mit der unbegreiflichen Gelassenheit gefallen läßt wie bisher. Auch mit der deutschen Justiz sollte man in dieser Beziehung ein ernstes Wort reden.

Erforderlich ist weiter ein wirtschaftspolitischer Kurswechsel. Unter dem Einfluß der Interessentengruppen hat die Regierung Dringung in den letzten Wochen eine Politik betrieben, die nicht nur im Inlande, sondern auch im Auslande Bedenken ausgelöst hat. Wo gibt es eine Regierung in der Welt, die mit Hunderten von Millionen Privatbanken sponoriert und es ablehnt, sich den nötigen Einfluß und die nötige Kontrolle bei diesen Banken zu sichern? Welchen Einfluß hat die Regierung bisher auf die Verwendung dieser Gelder? Welche Gewähr hat sie bis jetzt dafür, daß die Gelder richtig verwendet werden und die Sanierung nicht durch neue Unbegreiflichkeiten illusorisch gemacht wird? So wird auch das Ausland fragen. Seine Forderung, daß der Staat eine volkswirtschaftlich richtige Lenkung der ausländischen Kapitalien garantiert, ist durchaus begründet.

Die Regierung sollte jedenfalls die Frage der Bankenkontrolle nicht unterschätzen.

Sie hat augen- und kreditpolitische Bedeutung. Es wird weiter an der Zeit sein, endlich mit der Vereinigung in der deutschen Wirtschaft Ernst zu machen. Es geht nicht an, daß diese Frage hingezogen wird und die öffentliche Hand weiter Mittel zur Verfügung stellt, um einen gewissen Teil der Industrie vor Kapitalverlusten zu bewahren, die doch einmal kommen müssen.

Wichtig ist in diesem Zusammenhang auch, daß mit der wahnwitzigen Kaufkraftvernichtung in Deutschland endlich Schluß gemacht wird.

Das Ausland hat ein Interesse daran, daß Deutschland, einer der größten Verbraucher in der Welt, wieder seine Rohstoffe kauft. Aber die Aussichten schwinden, wenn Gehalts- und Lohnzulagen den Verbrauch in Deutschland unnatürlich einschränken. Auf Kaufkraftvernichtung laufen auch die spekulativen Getreidepreissteigerungen, die mit öffentlichen Mitteln durchgeführt werden und die die deutschen Getreidepreise auf den doppelten und den dreifachen Betrag der Weltmarktgetreidepreise getrieben haben, hinaus. Man wird den Schleichenden Erpressen ganz energisch entgegenzutreten müssen, wie man sich auch darüber klar sein muß, daß die Regierung sehr endlich in der Preislenkungsaktion und in der Kartellfrage einen entscheidenden Schritt tun muß.

Das Baseler Ergebnis ist alles in allem ein Beweis dafür, daß die Verbundenheit der Völker kein Traum, sondern Wirklichkeit ist. Es kommt jetzt aber darauf an, dieses Zeugnis internationaler Solidarität auszunützen. Der Wechsel, den man in Basel angestrebt hat, muß eingelöst werden. Ob und wie das geschieht, das hängt schließlich von der künftigen Politik Deutschlands ab.

Taube Ohren in Washington.

Amerika will von Herabsetzung der Kriegsschulden nichts wissen.

Washington, 20. August. Im Staatsdepartement neigt man gegenüber den Empfehlungen des Wiggins-Ausschusses zu der Ansicht, daß der gesamte Fragenkomplex einer sorgfältigen Prüfung von tatsächlichen Gesichtspunkten aus bedürfe und man gegenwärtig nicht in der Lage sei, irgendeinen formellen Schritt anzukundigen. Man glaubt, daß es sich empfiehlt, dem am 20. Juni proklamierten Hooverplan, der ja sowohl die Kriegsschulden wie die Reparationen umfaßt und erstmalig in der Geschichte der amerikanischen Nachkriegspolitik die beiden Konten in Verbindung miteinander brachte, Zeit zur ruhigen Auswirkung zu geben. Hierzu kommt, daß Staatssekretär Stimson, der sich über die europäische Lage aus erster Hand informiert, nicht vor dem „Labourday“, also nicht vor dem

8. September 1. N. zurückwartet wird, und seine definitiven Pläne gefaßt werden dürfen, bis er im Weißen Haus einen mündlichen Bericht erstattet hat.

Aus diesen Gründen wurden europäische Meldungen über eine neue internationale Konferenz hier als verfrüht bezeichnet. Insbesondere erklärte man im Staatsdepartement, daß ein angeblicher Plan, die Kriegsschulden durch Herabsetzung des Zinsfußes zu verringern, hier nie erwogen worden sei. In der angeblichen Meldung der Londoner Zeitung „Daily Herald“, daß Präsident Hoover bereits einen neuen Plan für die Lösung der internationalen Finanzprobleme ausgearbeitet habe, wurde erklärt, daß der „Daily Herald“ nicht das Sprachorgan der amerikanischen Regierung sei.

Doch kein Finanzzoll in England?

London, 20. August. (Reuter.) Wie gemeldet wird, wurde im Kabinett eine Einigung betreffs der Balanceierung des Staatsbudgets erzielt. Bezüglich der Einführung eines einheitlichen Einfuhrzolltarifs wurde keine Entscheidung getroffen. Wie verlautet, deckt sich die Entscheidung des Kabinetts nicht in allen Punkten mit den von dem Kabinettsparlamentarisch vorgelegten Empfehlungen. Ministerpräsident MacDonald und Finanzminister Snowden werden die Vorschläge der Regierung den Führern der übrigen politischen Parteien unterbreiten, damit sie sich entscheiden können, ob die Parteien die Regierung unterstützen werden oder nicht. Die Vorschläge der Regierung werden ferner auch unverzüglich den Vertretern der Arbeiterpartei vorgelegt werden.

Initiative der freien Gewerkschaften in der Bankenfrage.

Berlin, 20. August. Der Vorstand des Allgemeinen deutschen Gewerkschaftsbundes und des Allgemeinen Freien Angestelltenbundes haben dem Reichswirtschaftsminister Richtlinien für ein Gesetz über die Errichtung eines „Bankenamtes“ überreicht.

Darnach soll das Reich grundsätzlich die Aufsicht über alle Banken einschließlich der Niederlassungen ausländischer Banken haben, nur die Reichsbank sei mit Rücksicht auf die internationale Bindung des Bankengesetzes ausgenommen. Insbesondere habe das Bankamt die

Aufgabe, die Geschäftsführung der Banken im Interesse der Kreditwürdigkeit zu überwachen, ebenso die Einhaltung der Vorschriften des allgemeinen Aktienrechtes in Bezug auf Bilanzabschlüsse und Bilanzprüfung.

Zerroralle der kroatischen Emigration?

Die Bombenfunde in den jugoslawischen Jügen.

Wien, 20. August. (Eigenbericht.) Die österreichische Regierung bezog die Sicherheitsbehörden haben eingehende Erhebungen darüber gepflogen, ob die Bomben, die in den Jügen nach Jugoslawien vor einigen Tagen bekanntlich eine Explosion in Semlin verursachten, welche in der jugoslawischen Öffentlichkeit großes Aufsehen erregte, in Oesterreich in die Jüge gelegt wurden. Nun ist durch Erhebungen an dem Eisenbahnpersonal und durch andere Nachforschungen festgestellt worden, daß in der kritischen Zeit auf den Jügen der traglichen Streife zwei Männer beobachtet wurden, welche bekannte kroatische Emigranten sind.

Die Polizei hat allen Grenzbehörden den Auftrag gegeben, die beiden, sowie sie an die Grenze kommen, zu verhaften.

Chicago in Konturs.

Chicago, 20. August. (Reuter.) Der Bürgermeister von Chicago teilte mit, daß 20.000 Gemeindeangestellten von Chicago am 1. September keine Gehälter werden ausbezahlt werden, wenn die gesetzgebende Körperschaft des Staates Illinois nicht die notwendigen finanziellen Mittel zur Verfügung stellt.

Eine Aufgabe für den Völkerbund.

Unterdrückung der Ukrainer in Polen

Einer der ärgsten und entsetzlichsten Schönheitsfehler der Pariser Friedensverträge ist, daß er Teile von Völkern, ja ganze große Nationen der nationalen Fremdbeherrschung unterworfen hat und daß diese Völker heute, 13 Jahre nach der Beendigung des Krieges, der angeblich mit dem Siege des Selbstbestimmungsrechtes der Völker geendet hat, brutal unterdrückt, wirtschaftlich ausgebeutet, politisch geknebelt, ihrer primitivsten Freiheitsrechte beraubt, in ihrer kulturellen, sozialen und politischen Entwicklung gehemmt werden. Ein solches Beispiel der Unterdrückung eines ganzen Volkes, wobei das antijohannische Europa ruhig zusieht, sind die Ukrainer, ein Volk von 35 Millionen Menschen, das ganz einfach unter vier Staaten (Rußland, Polen, Rumänien und die Tschechoslowakei) aufgeteilt wurde. Es ist ein schwacher Trost für die Ukrainer, daß an dieser Zerstückelung eines ganzen Volkes nicht nur die kapitalistischen Siegermächte des Weltkrieges sondern auch Sowjetrußland Schuld trägt, das in dem mit Polen abgeschlossenen Vertrag von Riga die Masse des ukrainischen Volkes zwischen sich und Polen aufgeteilt hat.

Besonders in Polen ist die Unterdrückung des ukrainischen Volkes geradezu himmelstreichend und mit Schauern liest man die Beschwerdeschrift, welche vor kurzer Zeit dem Völkerbund überreicht wurde und in welcher die Lage des ukrainischen Volkes in Polen dargestellt wird. Die darin geschilderten Tatsachen sollten nicht nur den Völkerbund, sondern auch das Gewissen der europäischen Menschheit aufrütteln.

Es ist nicht ein kleiner Nationsplitter des ukrainischen Volkes, der in Polen lebt, sondern es handelt sich um sieben Millionen Ukrainer, die auf einem Territorium von mehr als 130.000 Quadratkilometern leben, einer Fläche, die fast so groß ist wie die Tschechoslowakei. Die ukrainische Bevölkerung bildet rund 20 Prozent der Gesamtzahl der Bevölkerung Polens.

Die große Masse der ukrainischen Bevölkerung besteht aus kleinen Bauern, die im größten Elend leben. Vor dem Weltkrieg gingen jährlich gegen 300.000 Bauernsöhne aus Galizien allein als Saisonarbeiter ins Ausland, fast 50.000 wanderten nach Amerika aus. In diesem Elendsgebiet hat nun die polnische Regierung, statt den Bauern Boden zu geben, 80.000 polnische Kolonisten angesiedelt, die insgesamt 200.000 Hektar des besten ukrainischen Bodens zugeteilt erhielten. Eine Verbesserung der landwirtschaftlichen Methoden scheitert an dem Mangel landwirtschaftlicher Schulen, es gibt nicht eine einzige ukrainische landwirtschaftliche Schule in den zwölf Jahren der polnischen Herrschaft 120 polnische landwirtschaftliche Schulen errichtet wurden. Man gestattet nicht einmal ukrainische Genossenschaften: Anlässlich der Gewalttaten im Herbst 1930 wurden viele ukrainische Genossenschaften von der polnischen Polizei und den polnischen Soldaten zerstört und ausgeraubt.

Einen Vernichtungsfeldzug hat die polnische Regierung auch gegen das ukrainische Schulwesen unternommen. Der Schulminister Grabski hat 1925 erklärt, er hege die Hoffnung, daß die polnische Schulpolitik im Laufe der nächsten 15 bis 20 Jahre eine vollständige Polonisierung der ukrainischen Bevölkerung in Polen herbeiführen werde. Im ukrainischen Gebiet werden nur polnische Lehrer angestellt. Es gibt nicht einen ukrainischen Schulinspektor, die Bildung ukrainischer Dichter wurden aus den Schulen entfernt. In den elf Jahren der polnischen Herrschaft wurden rund 3000 ukrainische Elementarschulen geschlossen, so daß der Bestzustand der 20

Prozent der Gesamtbevölkerung Polens ausmachenden Ukrainer an ukrainischen Schulen in der letzten Zeit auf kaum 2 Prozent aller Schulen Polens sank. Mehr als 90 Prozent ukrainischer Kinder im schulpflichtigen Alter besuchen nichtukrainische Schulen. Aber auch die noch übrigen ukrainischen Schulen schwinden allmählich. Diese polnische Schulpolitik in den ukrainischen Ländern brachte es mit sich, daß mangels nötiger Lehranstalten im Schuljahr 1930-31 an 200.000 ukrainischer Kinder im schulpflichtigen Alter ohne Unterricht blieben.

Was die Mittelschulen anbelangt, so gibt es deren in Polen zur Zeit 777, wovon 271 auf Staatskosten erhalten werden. Die Ukrainer besitzen sechs Mittelschulen, die ihnen nach dem Zerfall Österreichs noch übriggeblieben sind, außerdem aber noch 15 auf Privatkosten erhaltene. Die Zahl der ukrainischen Mittelschulen beträgt also bloß 2,2 Prozent aller Mittelschulen im Staate, oder zehnmal weniger als den Ukrainern nach dem Bevölkerungsschlüssel zukäme. Es gibt in Polen 119 Lehrerbildungsanstalten, aber nur an zweien von ihnen werden einige Gegenstände in ukrainischer Sprache gelehrt. Von den 301 auf Staatskosten erhaltenen Fachschuln ist keine einzige ukrainisch.

Es gibt auch keine einzige ukrainische Hochschule in Polen. Wohl hat die polnische Regierung in der Zeit, als sie sich um die Anerkennung des Besitzes von Galizien in den Jahren 1920-22 bemühte, am 22. Jänner 1922 ein Gesetz erlassen, wodurch die Errichtung einer ukrainischen Universität im Jahre 1924 garantiert wurde. Seitdem sind neun Jahre vergangen, ohne daß zur Durchführung dieses Gesetzes auch nur die ersten Schritte unternommen worden wären.

Ebenso werden alle ukrainischen Volkshilfsbildungsanstalten systematisch vernichtet. Im Herbst 1930 wurden von polnischem Militär und der polnischen Polizei 100 ukrainische Volkshilfsbildungsvereine, Lesehallen, Büchereien u. dgl. demoliert, ferner löste die polnische Regierung im Laufe von drei Monaten 23 ukrainische Volkshilfsbildungsvereine und 32 ukrainische Turn- und Feuerwehrgesellschaften auf.

Die polnische Regierung hält die gesamte ukrainische Bevölkerung unter fürchterlichem polizeilichen Druck. Ukrainische politische Parteien werden verfolgt. Ueber der ukrainischen Presse lastet der schwere Druck der polnischen Zensur, von welcher auch die Reden der ukrainischen Abgeordneten im Warschauer Sejm nicht verschont bleiben. Verhaftungen von Ukrainern, zumeist ohne den geringsten Anlaß, sind an der Tagesordnung. Die Verhafteten werden monatelang in den Gefängnissen gehalten, ohne daß ihnen die konkreten Ursachen ihrer Verhaftung mitgeteilt werden, wobei Mißhandlungen während der Untersuchungshaft nicht selten sind. Die ukrainische Sprache wird im Amt verfolgt und selbst in der Kirche zurückgesetzt.

Dieses brutale Vorgehen der polnischen Regierung ist nicht nur im Widerspruch mit

den primitivsten Menschenrechten, sondern ist auch eine Verletzung der eingegangenen Verpflichtungen Polens. Polen hat nämlich, so wie andere Staaten, den Vertrag zum Schutz der Minderheiten unterzeichnet, in dem ausdrücklich das Recht der Minderheiten zur Gründung, Pflege und Kontrolle der Schulen und anderer Erziehungsanstalten in ihrer Unterrichtssprache festgesetzt wurde. Ueberdies hat Polen den Großmächten gegenüber sich verpflichtet den Ukrainern die territoriale Autonomie zu geben. Zuerst wurde ein solches Versprechen am 25. Juni 1919 anlässlich der Unterzeichnung des Friedensvertrages gegeben, dann

gab es einen dahingehenden Beschluß des polnischen Sejms und zuletzt verpflichtete sich Polen dazu anlässlich der Unterzeichnung der Entscheidung des Völkervertrages betreffend den Anschluß Galiziens an Polen am 15. März 1930.

Diese Verträge bieten dem Völkerverbund genügend Handhaben, um zugunsten von sieben Millionen Menschen, die wie Kolonialsklaven behandelt werden und welche der faschistische Staat Vilshudis national vernichten will, einzugreifen. Die Unterdrückung der Ukrainer in Polen ist eines der vielen Schandmale der europäischen Diktaturen.

Wozu wurde die Straßenfondsnobelle verwendet? Damit das Geld ungenutzt liegen bleibt!

Von der im heurigen Frühjahr beschlossenen Straßenfondsnobelle wurde alleits eine Verletzung der produktiven Arbeitslosenfürsorge erwartet. Sollte sie doch ermöglichen, daß für die notwendigen Rekonstruktionen auch der nichtstaatlichen Straßen wieder entsprechende Subventionen bereitgestellt werden können. Ursprünglich waren für diesen Zweck jährlich 90 Millionen vorgesehen, welcher Betrag dann um weitere 30 Millionen erhöht wurde. Diese Vorzüge des Parlaments zur Beschaffung von Arbeitsmöglichkeiten wird aber durch die Finanznot der Bezirke und den Fiskalismus des Finanzministeriums zum erheblichen Teil illusorisch gemacht. Nachdem die Bezirke in der Mehrzahl der Fälle den auf sie entfallenden Aufwand nicht decken können, werden die Mittel des Straßenfonds nicht ausgeschöpft.

Für die Rekonstruktion der nichtstaatlichen Straßen sind bisher kaum 40 Millionen, also nicht einmal ein Drittel des verfügbaren Betrages an Subventionen bewilligt worden.

Dabei stellt sich das Finanzministerium auf den unbegrifflichen Standpunkt, daß finanzell

bessere gestellte Bezirke, die in der Lage wären, den Straßenfonds in Anspruch zu nehmen, über eine gewisse Grenze hinaus nicht berücksichtigt werden dürfen. Außerdem wurde die staatliche Subventionsquote, die früher bis zu 70 Prozent betrug, in der Mehrzahl der Fälle auf 55 Prozent herabgesetzt. Diese Haltung des Finanzministeriums ist um so unbegrifflicher, da es sich doch um Beträge mit gesellschaftlicher Zweckbestimmung handelt, die den jetzt üblichen Budgetersparungen gar nicht unterliegen. Oder soll etwa mit den Subventionen für die nichtstaatlichen Straßen zu dem Zwecke geknauert werden, daß man dann gegen Jahreschluss wieder einen hübschen Rest Geld für die Ueberdotierung der Staatsstraßen übrig hat?

Wir sind der Auffassung, daß nach dem Willen der gesetzgebenden Körperschaften die Mittel des Straßenfonds unbedingt ihrem Zweck — der Straßenerhaltung, wie der Arbeitsbeschaffung — zugeführt werden müssen. Man möge die Anforderungen der ausführenden Bezirke im vollen Umfang berücksichtigen und für die schlechter gestellten Bezirke die Subventionsquote auf 80 Prozent hinaufsetzen, dann wird es möglich sein, die 120 Millionen für die nichtstaatlichen Straßen ihrer Bestimmung zuzuführen.

Opfern und Beten

als Heilmittel gegen Wirtschaftsnote und Hunger!

Da zerbrechen sich Wirtschaftspolitiker und Staatsmänner den Kopf, wie der Wirtschaftskrise und Arbeitslosigkeit zu steuern wäre und kommen zu keinem Ergebnis — die Talente! Die Sache ist doch so einfach! Man braucht dazu nicht den Stein der Weisen, sondern nur, gut verband, die Rede, die der ehemalige Minister Dostalek, Führer der tschechischen Merkanten, am Sonntag auf seinem Landesparteiabend in Pardubitz hielt. Dieser Herr, der mit in der Regierung sitzt, ist mit ihr — also mit sich selber — höchst unzufrieden, angeblich vor allem deshalb, weil die jetzige Regierung nicht instande war, die Arbeitslosigkeit zu beseitigen, obwohl das doch gewiß eine ganz einfache Sache wäre! Hier das Rezept:

„Die Grundlage aller Grundlagen des Staates ist die Sittlichkeit. Jede Familie möge eine Kirche sein, wo gepflegt und gebetet werde. Wenn das Volk Not leidet, obwohl große Vorräte an Nahrungsmitteln vorhanden seien, so ist das eben auf einen Mangel an sittlichen Werten zurückzuführen.“

Ganz klar ist das ja nicht ausgedrückt und Herr Dostalek wird wissen warum. Immerhin aber kann der bescheidene Sinn, den dieser Galimatias verbirgt, doch nur der sein, daß Staat und Wirtschaft in Butter wären, wenns nur mit der Sittlichkeit klappte, die wiederum restlos erfüllt wäre, wenn jede Familie eine Kirche bildete, wenn alle opferten und beteten. Was die Armen, die selber nichts haben, opfern sollen, verrät Herr Dostalek nicht. Aber vielleicht hat er es verfehlt gesagt: erst beten und dann, wenn der Erfolg da ist, opfern. Und damit sind Jobann, in Gott, alle Wirtschaftsforgen getan.

Vollends in englischem Weis aber erstrahlt das Ei des Columbus Dostalek in der „Festschrift“, daß eben nur der Mangel sittlicher Werte schuld daran ist, wenn das Volk hungert, obwohl Nahrungsmittel im Ueberfluß vorhanden sind: alle, alle Not hätte mit einem Schlag ein Ende, wenn nur die sittlichen Werte, als da sind opfern und beten, genügend vervielfältigt würden!

Aber schließlich hat selbst Dostaleks fromme Theorie einen wahren Kern. Denn tatsächlich würde eine sittlichere Gesellschaftsordnung, als es die von Herrn Dostalek geschätzte christlich-kapitalistische ist, den Wahnsinn der Gegenfähigkeit von Ueberfluß und Not be-

seitigen. Diese Sittlichkeit ist aber nicht durch Sittenpredigen zu erreichen — zweitausend Jahre katholischer Erziehungsarbeit beweisen das — sondern nur durch den Sturz der unfürstlichen Bourgeoisie.

„Momentbilder aus Joachimsthal.“

Herr Hotelier Urban, Joachimsthal, schreibt uns:

Bezugnehmend auf Ihren Artikel „Momentbilder aus St. Joachimsthal“ vom 28. Juli d. J. erlaube ich mir, Ihnen höflich mitzuteilen, daß der Inhalt desselben unrichtig ist und auf falsche Informationen Ihres Berichterstatters zurückzuführen ist.

Es ist unrichtig, daß ich deutsche Hotelbedienstete nur insoweit beschäftige, als es sich um niedrige und schlecht entlohnte Arbeit handelt. Es ist vielmehr richtig, daß ich eine große Zahl der Hotelangestellten deutscher Nationalität auch an führenden Stellen beschäftige, wenn dieselben die tschechische Sprache beherrschen. Alle Angestellten meines Hauses müssen unbedingt beide Landessprachen vollkommen beherrschen, die führenden müssen auch der englischen und französischen Sprache mächtig sein. Genau so wie ich keinen Angestellten der tschechischen Nationalität annehme, wenn er nicht die deutsche Sprache perfekt beherrscht, kann ich auch nicht solche deutsche Angestellte beschäftigen, wenn sie nicht die tschechische Sprache beherrschen. Eine Ausnahme bildet nur jenes Personal, welches mit den Gästen nicht in Berührung kommt, wie das Personal der Küche, verschiedene Handwerker usw., wo die Kenntnis beider Landessprachen nicht erforderlich wird und ich beschäftige daher fast ausschließlich tschechisches Personal deutscher Nationalität.

Um Ihnen ein Bild zu geben, imwieweit Angestellte deutscher Nationalität in den einzelnen Kategorien beschäftigt sind, führe ich Ihnen an:

In der Administration: 2 Angestellte.
In der Reception: 3 Sekretäre, 4 Pageboys, 6 Kellerlehrlinge (diese werden nur deutscher Nationalität entnommen), 2 Oberkellner, 8 Kellerer, 3 erste Zimmermädchen, 5 zweite Zimmermädchen, 1 Obermagaziner.

Auch in anderen Kategorien sind Angestellte deutscher Nationalität ziemlich stark vertreten. Unter dem Hülfpersonal und als Handwerker werden fast ausschließlich lokale Kräfte deutscher Nationalität beschäftigt.

Wir bemerken dazu nur folgendes:

Herr Urban berichtet eigentlich etwas, was nicht zu berichtigen ist. Er köst vor allem nicht mit, wieviel angestelltes Personal er hat und ebenso ist seine Berichtigung, daß in den anderen Kategorien Angestellte deutscher Nationalität ziemlich stark vertreten sind, als eine inhaltslose Behauptung aufzufassen.

Beim Radium-Kurhotel in St. Joachimsthal sind gegen 200 Personen beschäftigt und ihrer Nationalität nach höchstens 40 Deutsche. Das geht übrigens aus der Berichtigung des Herrn Urban selbst hervor. Im großen ganzen hat Herr Urban mit seiner Berichtigung nur bestätigt, was wir mit unserer Notiz behauptet haben. Die Tatsache, daß eben im Radium-Kurhotel 100 tschechische Angestellte 40 deutschen Angestellten gegenüberstehen, vermag auch die Berichtigung des Herrn Urban nicht aus der Welt zu schaffen.

Pfeile aus dem Jenseits.

Von Hans-Herbert Varien.

Copyright Grelmer & Co., Berlin N25, 6.

„Ich erwarte . . . vielleicht einen Toten! Ich rate Ihnen, sich nicht zu erschrecken!“ Aber es kam ein wenig anders. Derjenige, der erschraf, war Bing. Bing trat mit einem Fluch hinter dem Baum hervor. Dieser Fluch war so kräftig, daß Clay ihn dem Dichter Bing nicht zugehört hätte.

Aber auch Clay war erschrocken über das, was er sah. Die kleine Tür hatte sich geöffnet. Langsam und vorsichtig, plötzlich sprang eine Gestalt hervor. Diese Gestalt aber war ein . . . Reger. Sein Gesicht war gräßlich verzerrt. Die Augen flackerten. Und soweit Bing in dem unsicheren Schein einer schwachen Gaslampe, die vor der Tür stand, sehen konnte, waren seine Hände blutig.

Der Reger stieß einen gräßlichen Schrei aus, als er Bing und Clay erblickte. Er zog im gleichen Moment einen schweren Colt-Revolver. Ehe Clay seinen eigenen Revolver aus der Tasche ziehen konnte, krachte neben ihm ein Schuß. Der Revolver des Regers fiel zu Boden.

Der Reger machte jetzt einen gewaltigen Satz und war an Clay und Bing vorbei. Er rannte die Straße herunter.

Jetzt aber hatte Clay seine Waffe klar. Der Reger war noch zu nah, als daß er hätte schießen können. Clay hob seine Waffe und zielte mit Bedacht . . .

Aber ehe Clay abdrücken konnte, wurde ihm der Revolver aus der Hand geschlagen. Die Waffe entlud sich, und die Kugel schlug so unglücklich in die Gaslampe, daß es plötzlich um Clay dunkel wurde.

„Zum Teufel, wer schlug mir den Revolver

aus der Hand?“ fluchte Clay und sah sich nach seinem neuen Angreifer um. Aber Clay sah nur die Umrisse von Bings Gestalt. Niemand war weiter zu sehen.

„Das war ich!“ sagte Bing. Er lachte jetzt sogar ein wenig, und Clay zitterte vor Wut.

„Aber zum Teufel, Mann, warum haben Sie das getan?“

„Man soll nie jemanden in den Rücken schießen. Das ist wie . . . Mord!“ Bings Stimme hatte einen so seltsamen Klang, daß Clay nicht erkennen konnte, ob diese Worte Sport oder Ernst waren.

Clay hatte das sichere Gefühl, daß hier wieder das Geheimnis, das all diese Männer umgab, sein Haupt erhob.

„Sie haben doch auf den Mann geschossen!“ sagte Clay. Er verstand die Handlungsweise Bings nicht im geringsten.

„Ich schoß ihm nur den Revolver aus der Hand!“

„Das war Absicht?“

„Ohne Zweifel!“

„Was ist das . . . hier riecht es nach verbranntem Zeug!“ sagte Clay und hob seine Nase in die Luft.

„Oh, das hat nichts zu sagen. Meine Tasche habe ich ein wenig verbrannt!“

„Ihre Tasche?“

„Ja, denn ich hatte keine Zeit, um den Revolver zu ziehen. Ich mußte aus der Tasche herausfliehen!“

„Und wollten nur den Revolver treffen?“

„Sie haben es!“ Bing lachte lustig.

„Sagen Sie . . . sind Sie . . . ein Dichter?“

„Ebenso sicher, wie jener Reger . . . ein Toter ist.“

„Das verstehe ich nicht, und Sie müssen sich erklären.“

„Dazu habe ich leider keine Zeit mehr!“

Bing zog eine Uhr hervor und ließ sie repetieren.

„Es ist elf Uhr. Um elfeinviertel habe ich eine Verabredung. Ein Rendezvous, wenn Sie wollen. Morgen werde ich Sie besuchen. Dann werde ich Ihnen vielleicht mehr sagen können . . . Auf Wiedersehen!“ Clay fühlte eine Hand, die die seine ergriff. Aber diese Hand war eiskalt.

„. . . wenn ich dann noch lebe!“ sagte Clay resigniert, denn er dachte an die letzten Stunden.

„Es wird Ihnen nichts mehr passieren . . . Mein Wort darauf!“ sagte Bing.

Ehe Clay recht die Worte Bings begriffen hatte, war Bing schon verschwunden. Er hörte nur noch Bings enteilende Schritte. Fast hörte es sich an, als ließe Bing. Er hatte sich in derselben Richtung entfernt wie der Reger.

Clay hatte einen Augenblick den Wunsch, Bing zu folgen. Dieser Wunsch war ganz intuitiv und entsprang keinem besonderen Gedankengang. Clay machte sogar schon einige Schritte. Aber dann lehrte er doch wieder um. Es gab keine Begründung für diese Verfolgung.

Vielleicht wäre es besser gewesen, Clay wäre seinem Gefühl gefolgt. Sicher hätte er manches Interessante erlebt.

„Wie kann Bing wissen, daß mir nichts mehr passiert?“ murmelte Clay, als er zur Brandstelle und seinen Leuten zurückeilte. „Hinter all dem steckt ein Verd . . . Geheimnis, und ich will Zeit meines Lebens ein Narr sein, wenn ich nicht doch noch dahinter komme . . .“

Clay sah einen Trupp Polizisten auf sich zukommen. Der befohlene Rordos war gezogen.

„Natürlich ist es zu spät!“ fluchte Clay in sich hinein, und eine grenzenlose Wut wurde in ihm wach.

XXIX

Besuch in der Nacht.

Ueber den Horizont schob sich eben die Morgendämmerung herauf. Clay wälzte sich unruhig im Bett hin und her. Er schlief, aber es

war jener Schlaf der Nervösen. Er sprach rauhe und wilde Worte vor sich hin. Er warf hier und da einen Arm in die Luft. Er fluchte sogar laut und kräftig im Schlaf.

Das alles konnte man Clay nicht verdenken. Der Word des Commanders war ungeklärt. Von dem Reger war keine Spur in der ganzen Stadt zu finden gewesen. Er hatte seine ganze Beamtenchaft auf die Beine gebracht. Es war vergeblich gewesen. Nur in der Westerton-Bar hatte man einen total betrunkenen Reger gefaßt, der zu betrunken war, um sich auszuwerfen. Clay hatte zuerst ein wenig gehofft, als man ihm von der Verhaftung telephonierte. Um so größer war sein Schreck, als er den Rigger sah. Ein kleines niedriges Kerlchen. Eher ein Zwerg. Er hatte nicht die geringste Ähnlichkeit mit jenem großen und sogar dicken Reger gehabt, den Clay aus der Parktür hatte kommen sehen.

Das rätselbaste Auto war wie vom Erdboden verschluckt gewesen. Im Hause des Commanders war natürlich auch weiter keine Spur zu finden gewesen. Nein, die Sache war auf einen so toten Punkt gekommen, wie es nur überhaupt möglich war.

Jetzt hatte Clay auch nicht einmal mehr eine Theorie mehr gehabt. Uebermüdet, fluchend, enttäuscht war Clay schlafen gegangen, als der erste helle Strich am Horizont sichtbar wurde.

Er hatte jetzt vielleicht eine Stunde in diesem Halbschlaf gelegen, der eher einer Betäubung gleich.

Clay sah nicht die unheimliche Gestalt, die an seinem Bett stand. Es war ein Hime von Kerl. Aber sein Anzug war total zerrissen. Sein Gesicht seit Wochen nicht rasiert. Er machte einen Eindruck, daß ihm bestimmt keiner im Dunkel hätte begegnen mögen.

Wenn Clay erwacht wäre, so wäre er bestimmt mit einem Ausschrei erwacht. Und trotzdem schien es höchste Zeit für Clay zu erwachen.

(Fortsetzung folgt.)

Die AD von heute.

Von Franz Künzler, Berlin.

Heinz Neumann, der eigentliche Führer der kommunistischen Partei Deutschlands und das geistige Werkzeug der russischen Tscheka, hat im Frühjahr in der Berliner „Roten Fahne“ die baldige „wahre Volksrevolution“ angekündigt. Aus der Volksrevolution wurde fünf Monate später der Dreifund der Jugenberg, Dittler und Thälmann.

Diese Dreieinigkeit von Thälmann, Palenke und Zowjastern im Kampf gegen die Demokratie und Arbeiterklasse erlebte am 9. August eine katastrophale Niederlage. Der Ueberlauf der Thälmann und Neumann zur weißen Front „Der Denker und falschistische Nordbanditen“ hat Millionen kommunistischer Arbeiter die Augen geöffnet. Diese Arbeiter verdienen unsere ganze Aufmerksamkeit. Wir müssen sie überzeugen, daß der Zerfall der Bewegung und Zerteilung der deutschen Arbeiterbewegung Einhalt geboten werden muß.

Der Empörung der kommunistischen Arbeiter über den Verrat und die Niederlage vom 9. August glaubten gewisse Stellen in der Leitung der deutschen Sektion der III. Internationale dadurch begnügen zu können, daß die blutigen Vorgänge am Bulowplatz in Berlin zum Blitschleier für das an der Arbeiterschaft begangene Verbrechen aussersehen waren. Alle Ueberfälle auf Polizeibeamte und sozialdemokratische Funktionäre vor und am 9. August waren nicht unvorbereitet. Die intellektuellen Urheber sind in jenen Kreisen der kommunistischen Partei zu suchen, die sich um das militärpolitische Mittelungsblatt „Klober“ gruppieren. Um dieselbe Zeit als Heinz Neumann im März d. J. ausrief: „Die Kommune marschiert auf, die Kommune steht drohend im Hintergrund“, wurden in dem militärpolitischen Mittelungsblatt „Klober“ — einen illegal erscheinenden Schrift — Serienartikel über „Die revolutionäre Armee und der Straßenkampf“ und „Zur Taktik des Straßenkampfes im bewaffneten Aufstand“ veröffentlicht. Selbst vom rein „revolutionären“ Standpunkt der Kommunisten aus gesehen, sind die Veröffentlichungen ein Verbrechen. Wie hat irgendein Generalstab seinen Feldzugsplan in Broschürenform erscheinen lassen, damit der Gegner Einblick erhält über Ziel und Taktik des militärischen Vorhabens. Die Kommunisten aber besprechen alle Einzelheiten einer gewaltigen Auseinandersetzung und liefern ihre eigenen Leute von vornherein dem Gegner aus.

Es ist Wahnsinn oder Spitzelarbeit? Wer wird diese Frage richtig beantworten können? Beides wird zusammengehören. Ueber die Aufgaben der Abteilungen der revolutionären Armee heißt es in der Aprilnummer 1931 der Schrift „Klober“:

Organisierung und Bewaffnung.

1. Selbständige militärische Aktionen.
 2. Führung der Volksmenge. Die Abteilungen können jede Größe haben, von zwei, drei Mann angefangen.
- Die Abteilungen sollen sich selbst bewaffnen, so gut es geht (Gewehr, Revolver, Bombe, Messer, Schlagring, Stoch, petroleumgetränkte Lappen zur Brandstiftung usw.)
- Die Abteilungen sollen sich nach Möglichkeit aus Leuten zusammensetzen, die nahe beieinander wohnen.

Jede Abteilung soll im voraus die Methoden und Mittel gemeinsamen Vorgehens ausarbeiten:

Zeichen in den Fenstern, Zurufe, und Stöße, um in der Menge die Gruppengehörigen zu erkennen usw.

Auch ohne Waffen wird den Abteilungen aufgegeben eine „sehr ernste Rolle“ zu spielen: 1. Indem sie die Menge führen,

2. indem sie bei günstiger Gelegenheit Schaulente überfallen und ihnen die Waffen wegnehmen.

Ueber die vorbereitenden Aktionen wird mündlich ausgeführt:

„Wir wiederholen, daß auch mit den praktischen Arbeiten sofort begonnen werden muß. Sie versallen in vorbereitende und militärische Operationen. Zu den vorbereitenden Operationen gehören: Die Beschaffung aller Arten von Waffen und Patronen, die Auswahl von für den Straßenkampf geeigneten Wohnungen (geeignet für den Kampf von oben, für die Unterbringung von Bomben, Steinen, usw. oder von Bäumen zur Begleitung von Schaulenten. Arbeit gibt es dabei genug, und zwar eine Arbeit, bei der jeder, auch wenn er zum Straßenkampf ganz ungeeignet ist, sogar ganz schwache Leute, Frauen, Halbblutige, Greise usw. ungeheuren Nutzen bringen können.“

Ueber den Einfluß der topographischen Besonderheiten der Stadt als Kampfbereich auf die Taktik des Straßenkampfes heißt es weiter:

„Die Stadt gibt den kämpfenden eine Reihe von Vorteilen, die insbesondere den schlechter bewaffneten und schlechter organisierten Kämpfern zugute kommen. Das Vorhandensein toter Schließwinkel in allen Richtungen und solider Deckungen gibt verhältnismäßig viel Schutz vor dem Feuer der Gewehre, Maschinengewehre und der leichten Artillerie. Die Erkundungsmöglichkeiten sind außerordentlich beschränkt. Nachrichten über den Gegner sind nur sehr unvollständig und nur durch fortwährenden Kampf und durch Agenten (Ausnützung der nichtkämpfenden Bevölkerung) zu diesem Zweck bekommen.“

Trotzdem aus dem Vorausgesagten klar hervorgeht, in welchem Nachteil sich die von den Kommunisten geführten Aufständischen gegenüber der Staatsmacht befinden, kommt der militärische Fachberater zu nachstehender Schlussfolgerung:

„Die Geschichte der vergangenen Aufstände in Westeuropa scheint zu beweisen, daß die Aufständischen unter den modernen Bedingungen einen Straßenkampf nicht gewinnen können. Das ist ein großer Irrtum. Trotz objektiver Schwierigkeiten, trotz der Rücksichtslosigkeit in der Taktik des Straßenkampfes haben die Aufständischen selbst in den vergangenen Kämpfen sehr viele Beispiele gegeben, die beweisen, daß alle Chancen für sie sind. Unsere Sache ist es, die neuen Bedingungen, die neuen Methoden des Kampfes zu lernen, um die alten Fehler radikal zu überwinden.“

Ein Hetzfilm und ein Kitsch obendrein!

Am Freitag beginnt in der Tschechoslowakei — zunächst in drei Prager Kinos — der Film „Engel der Hölle“ zu laufen. Gerade wir, die wir den Kampf gegen die Hakenkreuztrötzel, die den Renardesquismus zum Ziel ihrer Manöver gemacht hatten, mit dem Erfolg geführt haben, daß der Film jetzt in der Provinz überall ohne Störungen läuft und die Zensurbehörde sich von der Sinnlosigkeit der Hege überzeugen kann, haben das moralische Recht, einen nationalistischen Kriegsfilm, komme er von welcher Seite immer, aufs schärfste abzulehnen. „Engel der Hölle“ ist ein Film, gegen den man nicht scharf genug auftreten kann. Er stellt völlig einseitig die Deutschen als Gewaltmenschen, ekelhafte Korrupturen von Menschen, die Engländer aber als opfernde Helden hin.

Einige Beispiele: das Vorkriegsdeutschland wird an einem Münchener Biergarten, in dem eine Familie plötzlich zu rufen beginnt, an einer Tische von Offizier und einer Schlampe von Offiziersdame gezeigt. Beim Zeppelin-Angriff auf London läßt der Kommandant des Luftschiffes, wieder eine Korruptur dümmster Art, den Beobachter, weil das Einziehen der Gondel zuviel Zeit kosten würde, abschnelden oder besser, da sich der Monieur weigert, den Kameraden zu töten, schneidet der Kapitän ihn selbst ab, dazu theatralisch sprechend: „Mit Gott für Kaiser und Vaterland!“ Weil das nicht genügt, um das Luftschiff schneller fahren zu machen, läßt der Kapitän die halbe Besatzung abspringen. Das ist alles ebenso bloß wie tendenziös. Einem gefangenen englischen Flieger wird angedroht, daß er binnen zwanzig Minuten erschossen werde, wenn er nicht die englischen Pläne verrate!

Warum hat man denn nicht jenen Zeppelin-Angriff gezeigt, nach welchem der Kapitän eines englischen Handelsdampfers den Schiffbrüchigen deutschen Soldaten die Rettung verweigerte? Es gab im Luftkrieg wahrlich auf beiden Seiten so viele abschreckende Vorfälle, daß ein ehrlicher Film nicht nur die Deutschen als „Engel der Hölle“ zu zeigen brauchte. Der Film kann, wo immer er gezeigt wird, nur die nationalistischen Leidenschaften aufstacheln, die übelsten Instinkte im Zuschauer entfesseln. Deutsche werden aus innerer Reaktion heraus nationalistisch werden, Nichtdeutsche werden zum Deutschenhaß aufgepeitscht. Es sei aber auch ein Wort über die „künstlerische“ Qualität dieses nationalistischen Machwerkes gesagt.

Streifenarbeiter bei Karlsbad vom Zuge überfahren

Karlsbad, 20. August. Heute früh fuhr der Schnellzug Eger — Reichenberg, der Karlsbad um 7.45 Uhr verläßt, zwischen den Ortschaften Tollwitz und Neubau, unweit des Ortes Sedau in eine Gruppe von Streifenarbeitern. Zwei von den Arbeitern, der 28-jährige Streifenarbeiter Povolada, verheiratet und Vater zweier Kinder, und der 27-jährige ledige Streifenarbeiter Honek wurden von der Lokomotive erfaßt, zu Boden gestoßen und getötet. Beiden wurden die Glieder vom Leibe getrennt. Ein weiterer Arbeiter erlitt infolge des graufigen Anblicks einen schweren Nervenschock. Die übrigen Arbeiter kamen glücklicherweise mit dem bloßen Schrecken davon. Die Ursache des Unglücks ist darauf zurückzuführen, daß der Reichenberger Schnellzug heute früh aus verkehrstechnischen Gründen auf einem sogenannten „falschen Geleise“ fuhr, welches in der Regel nur zu Fahrten in entgegengesetzter Richtung benutzt wird. Streifenarbeiter sind die Arbeiter von dieser Tatsache nicht unterrichtet worden, so daß sie der Richtung von Karlsbad keine Aufmerksamkeit schenken. Nach den Erhebungen ist zwar von Karlsbad aus eine Verabredung an die Arbeiter abgegangen, doch ließ sich bisher nicht feststellen, ob sie dieselbe auch erreicht hat. Gleichzeitig wurde auch festgestellt, daß der Parteiführer Honek plötzlich verschwunden ist. Man nimmt an, daß Honek, der als tüchtiger und verlässlicher Vorarbeiter bekannt ist, es verabsäumt hat, seine Arbeitskollegen von der diesbezüglichen Änderung zu verständigen und daß er aus Gram über sein Versäumnis Selbstmord verübt hat.

Karpathorussisches.

Zusammenschluß der Parteien gegen die Agrarier. Für Dienstag hatten die tschechischen Sozialdemokraten die Vertreter aller übrigen Parteien Karpathorusslands zu einer Beratung eingeladen, zu der alle Parteien mit Ausnahme

Es war an der Zeit, gerade jetzt das Gasarbeitspiel der Kommunisten zu besprechen. Diese Richtlinien für den Straßenkampf und Bürgerkrieg sind blöden Hirnen vom Schlage eines „Klassenkämpfers“ und Leutnants Scheringer entsprungen. Wenn jetzt Polizeibeamte im Dienst getötet und sozialdemokratische Funktionäre überfallen werden, so sind als die eigentlichen intellektuellen Urheber die zu betrachten, die planmäßig und verbrecherisch Arbeiter zu den gekennzeichneten „revolutionären“ Handlungen treiben. In ihrem ganzen Tun und Treiben unterscheiden sich die Kommunisten nicht im geringsten von ihren faschistischen Bundesgenossen.

Der 9. August war der Anfang zu einer Gesundung der deutschen Arbeiterbewegung. Jetzt gilt es, die Arbeiterbewegung von der anstehenden Moskauer Krankheit zu heilen.

In England sagt man „von 100 Amerikanern ist der Statistit zufolge einer irrsinnig; die übrigen 99 singen die Schläger, die er komponiert“; man könnte auch sagen „... sehen sich die Filme an, die er dreht“; denn nach allem, was seit dem Sieg des Tonfilms aus Amerika zu uns kommt, muß man schließen, daß die Filmproduktion in den Zrenhäusern verlegt worden ist. „Hell's Angels“ stellt in seinem nicht-militärischen Teil das äußerste an Schmiererei und schlechtes Spiel sah man zuletzt etwa um 1912! Ein Frauenzimmer, dessen schauerliche Blondheit, Magerkeit und Gesichtsausdruck szenenweise noch koloriert gezeigt wird, läßt einen geradezu äbel werden; atelung ist man verführt, mit bronchialen Mitteln gegen den Stumpfsinn und die widerlichen Erscheinungen auf der Leinwand zu protestieren. Man muß sich nur wundern, daß eine Berliner-Firma wie die United Artists, die bisher fast ausnahmslos Qualitätsware importiert hat, diesen Film in die Tschechoslowakei bringt.

Nicht wundern wird man sich über unsere Filmzensur, die diesen Film mit allen Schwierigkeiten unbeanstandet durchgehen ließ und sich dafür an guten Filmen schadlos halten wird. Von diesem Konfession hat man nichts anderes erwartet. Das streicht zwar aus einer Wochenschau das republikanische Deutschland, weil es staatsgefährlich wäre, läßt aber in der gleichen Wochenschau ungeniert das „God save the King“ spielen, dessen Melodie doch die des deutschen Kaiserliedes und doch wohl genau so „staatsgefährlich“ ist wie die des Deutschland-Liedes. Rein diese Filmzensur hätte uns nur überreicht, wenn sie ausnahmsweise einmal einen Film verboten hätte, den zu verbieten Anstand, Kulturpflicht und ethisches Gefühl geboten hätten! Selbstverständlich hat sich auch der gute Europäer Venes für nicht bejugt und berufen erklärt, gegen den Dreifilm einzuschreiten. Es wird an Deutschland sein, die Konsequenzen zu ziehen, wenn man einmal in der umgekehrten Lage ist. Denn wenn auch die deutschen Firmen nicht vier Millionen Dollar auf einen Dreifilm anwenden können, ein paar Paralytiker, die einen den „Hell's Angels“ künstlerisch und moralisch gleichwertigen Film drehen könnten, würde man schon anstreben. Die deutsche Provinz sei jedenfalls vor dem Machwerk gewarnt! Dr. E. F.

der Agrarier und Kommunisten erschienen. Die beratenden Parteien stellen einen Block dar, welche bei den letzten Wahlen 137.000 Stimmen erhielten, während auf die Agrarier 95.000 und auf die Kommunisten 30.000 entfielen. In der Beratung wurde der tiefsten Unzufriedenheit mit den Behörden Ausdruck gegeben, die kein Interesse für die nothleidenden Kleinlandwirte und Arbeiter haben. Die Subventionen werden ausschließlich an Angehörige der Agrarpartei verteilt, der Landespräsident kümmert sich nicht um die Anfragen, die an ihn in der Landesvertretung gestellt werden. Die versammelten Parteimitglieder werden sich für die sofortige Entsendung der karpathorussischen Landesvertretung einsetzen, sowie dafür, daß die Bevölkerung schädigenden agrarischen Diktatur, der sich der Landespräsident willig fügt, ein Ende gemacht wird.

Abd el Krim entflohen?

London, 20. August. In der spanischen Hauptstadt läuft ein Gerücht um, daß der berühmte Führer des Rifaufstandes Abd el Krim von der Insel Reunion, wo er interniert war, entkommen sei und einen neuen Aufstand gegen die Spanier in Marokko vorbereite. Dieses Gerücht habe, so weiß der Reuterskorrespondent in Madrid zu berichten, in Madrid große Sorge verursacht, besonders da die spanische Besatzungsarmee in Marokko völlig demoralisiert sein soll. Es heißt sogar, daß einzelne Soldaten Waffen an die Eingeborenen verlaufen, und es sei allgemein bekannt, daß Marokko von kommunistischen Agenten überwacht sei. In spanischen konservativen Blättern, so heißt es in der Meldung des Reuterskorrespondenten des Reuterschen Büros weiter, wird die Politik der Regierung, die Decretärte herabzusetzen, abfällig kritisiert, und ein führendes Mitglied der Cortes, Garcia, erklärte gestern, eine Wiederholung des Gemegels von Anoual im Jahre 1921, wo 10.000 Spanier ums Leben kamen, liege im Bereiche der Möglichkeit.

Schwierige Regierungsbildung in Budapest.

Bethlen Außenminister?

Budapest, 20. August. Graf Karolhi führt Verhandlungen nicht nur mit den Mitgliedern des bisherigen Kabinetts, sondern mit Mitgliedern aller Parteien, darunter der Einheitspartei und der agrarisch-sozialen Wirtschaftspartei, da er besonderes Gewicht darauf legt, daß die volkswirtschaftlichen Ressorts solchen Händen anvertraut werden, denen gegenüber nicht nur alle Parteien, sondern das ganze Land vollkommenes Vertrauen entgegenbringt. In dieser Frage bestehen große Schwierigkeiten, weil es wegen Parteirückfragen sehr schwer ist, sachverständige Beamte für die Uebernahme der Portefeuilles zu bestimmen. Andererseits ist es sehr schwer, unter den Mitgliedern der beiden Regierungsparteien solche Männer zu finden, die diesen Anforderungen in den Augen des ganzen Landes voll entsprechen. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird Graf Karolhi im Laufe des morgigen Tages vorläufig jene Portefeuilles anbieten, bei denen die Personenfrage keine Schwierigkeit verursacht, und zwar das Justizportefeuille dem bisherigen Justizminister Dr. Jitvah, das Portefeuille des Handelsministeriums dem bisherigen Handelsminister Gombos, das Portefeuille für Kultus und Unterricht dem bisherigen Wohlfahrtsminister Grassy, das Ackerbauportefeuille dem bisherigen Finanzminister Dr. Weferec oder irgend einem anderen landwirtschaftlichen Finanzmann. Hinsichtlich der Bekleidung des Finanzportefeuilles führt Graf Karolhi Verhandlungen mit dem ehemaligen Minister des Reiches Wallo und einigen anderen Fachleuten. Es scheint auch nicht ausgeschlossen, daß Graf Bethlen sich vor der ungeteilten Forderung des ganzen Landes beugt und ebenfalls in das Kabinett eintritt, indem er das Portefeuille des Auswärtigen übernimmt, sofern es sein Gesundheitszustand ermöglicht. Man hält die Lösung für möglich, daß Graf Bethlen das Portefeuille des Auswärtigen übernimmt und vorläufig einen längeren Urlaub zur Wiederherstellung seiner Gesundheit antritt.

Budapest, 20. August. Der Präsident der Einheitspartei Pechi startete heute mit einer Delegation dem bisherigen Ministerpräsidenten Grafen Bethlen einen Besuch ab und bat ihn, auch weiterhin dem politischen Leben der Partei anzugehören. Graf Bethlen erklärte, seine Demission sei die Folge einer politischen Ueberlegung gewesen. Wäre er nicht überzeugt davon, daß das Land in der gegenwärtigen finanziellen Situation alle Hoffnungen zur Entwirrung der Lage besäße, so hätte er für seine oberste Pflicht gehalten, auch weiterhin auf seinem Platze anzuharren.

Gut nationalsozialistisch!

Der „Angriff“ wegen Verleumdung eingestellt.

Berlin, 20. August. (Eigenbericht.) Das in Berlin erscheinende nationalsozialistische Blatt „Der Angriff“ wurde heute wegen einer unerhörten Verleumdung beschlagnahmt und auf sechs Tage verboten. Das Blatt hatte in größter Aufmachung die verdammerliche Behauptung gebracht, das Eisenbahntalent in Niterbog sei von der Schupformation des Reichsbanners verübt worden. Das Reichsbanner habe damit gerednet, daß die in der Nähe auf einem Truppenübungsplatz stationierte Reichswehr auf den Schanplatz des Altentates abrüden werde und daß dann das Reichsbanner Gelegenheit haben werde, sich auf dem Übungsplatz liegende Waffen der Reichswehr anzueignen. Als Unterlage wurde ein anrüchliches Schreiben eines angeblichen Verbandes der Bahnschup-polizisten beigezeichnet, welcher seinen Sitz in Berlin haben solle. Einen solchen Verband gibt es nach amtlicher Auskunft nicht, ebenso keinen Verband der Eisenbahner ähnlichen Namens, der seinen Sitz unter der im „Angriff“ angegebenen Adresse hatte.

Die Bundesleitung des Reichsbanners bezeichnet diesen unerhörten Vorwurf als bewusste Lüge und Verleumdung, offenbar zu dem Zwecke veröffentlicht, die Aufmerksamkeit der Bevölkerung von den sich täglich häufenden Gewalttaten der Nationalsozialisten abzulenken.

Wahrscheinlich Volkstentheid-Debatte!

Gesetz, 21. August. Die Nationalsozialisten hatten für gestern abends nach Anträge eine Versammlung einberufen, zu der sich auch etwa 100 Kommunisten einfanden. Kurz nach der Eröffnung kam es zu Streitigkeiten, die bald in eine wilde Schlägerei ausarteten. Die Gegner gingen mit Tisch- und Stuhlbeinen, mit Mätern und Messern aufeinander los und zerrümmerten die Saaleinrichtung sowie die Fenster und die Türen. Die alarmierte Polizei fand die Gegner noch im heftigsten Kampfe und mußte mit der blanken Waffe eingreifen, um die Streitenden zu trennen. Acht Kommunisten, zwei Nationalsozialisten und ein Polizeibeamter wurden in schwerverletztem Zustand ins Krankenhaus geschafft. Die Zahl der Leichtverletzten konnte bisher noch nicht festgestellt werden. Die Polizei mußte die ganze Nacht hindurch auf Posten bleiben, um neue Zusammenstöße zu verhindern.

Tagesneuigkeiten

Harmloses, gedankenloses Kinderpiel

Beleidigung Masaryks, Gendarmen, Gerichtssaal!

Aus dem Gerichtssaal in Asch bringen die Blätter einen Bericht, den zu glauben man sich sträuben würde, wenn man nicht eben schon ein Duzend Jahre in der Tschechoslowakischen Republik auf dem Boden hätte...

Ein kaum fünfzehnjähriger Junge vertrieb sich die Zeit damit, daß er durch ein Brennglas Papierfetzen in Brand setzte. Seine kleine Schwester brachte ihm neues Material aus dem Haus; es war ein Bild, dem der Junge nun Augen, Mund und Nase ausbrannte. Dann warf er das Stück Papier weg. Die zehnjährige Blanka Dlouha hob den Felsen auf und gab es ihrem Vater, einem Eisenbahner.

Zweiter Akt: zwei Gendarmen mit aufgeflecktem Bajonett erscheinen bei dem Jungen — einem argen Uebelthäter, dem das ausgebrannte Bild war ein Draßbild Masaryks.

Dritter Akt: Gerichtssaal. Die Schwester des „Angeklagten“ jagt aus — Kinder und Karren folgen die Wahrheit —, daß sie aus dem Schulheftchen dieses Bild herausgerissen habe, weil sie „grad das derwisch“ hat. Der „Angeklagte“ — er heißt Gustav Bareuther, vielleicht wird er einmal ein berühmter Mann — behauptet, er hätte nicht, wie man ihm schredlicher Weise vorwirft, das „geschändete“ Bild mehreren Kameraden gezeigt, sondern nur einem. Der wird nun auch vernommen werden. „Entlastungszeuge“ ist ein Elßjähriger, der die Auslagen des kleinen Gustav bestätigt. Und nun? Nun wird's drauf ankommen, was der eine Junge, der das verbrannte Bild gesehen hat, auszusagen wird. Eine längere Pause also bis zum vierten Akt, der wieder im Gerichtssaal spielen wird...

Der von der Gendarmerie und Justiz gequalte Junge ist höchstwahrscheinlich so unschuldig, wie Präsident Masaryk daran, daß man jenen vor die Richter geschleppt hat. Vor Richter, deren Gedächtnis möglicherweise noch in jene Zeiten zurückreicht, da die alte Firma, k. k. Oesterreich, jährlich ein paar Millionen an Strafgeldern für Majestätsbeleidigungen verdient hat. Der Unterschied zwischen damals und heute ist nur der, daß seinerzeit ein vierzehnjähriger Bub kaum zum Rabi zitiert worden wäre, wenn ihm ein Bild Franz Josefs unter das Brennglas gekommen wäre; man hätte ihn mit ein paar guten Lehren und Warnungen laufen lassen. Aber vielleicht ist da doch noch ein anderer Unterschied! Ein altösterreichischer deutscher Eisenbahner hätte, von seinem eifrigen Tochterchen unterrichtet, dem, jagen wir tschechischen Uebelthäter höchstens ein hinter die Ohren gegeben, nicht aus Patriotismus, sondern weil man eben manchmal Kinder nachdrücklich auf böse Folgen dummer Spielerei aufmerksam macht. Jetzt, mit der Grenzgenierie Asch im Hintergrund, leben die Dinge eben leider anders aus. Das ist sehr, sehr traurig. Vielleicht wird man im Ausland, das die Geschichte hört, lächeln. Die Geschichte ist aber fast zum Weinen. Präsident Masaryk selber sollte dafür sorgen, daß seinen wahren Beleidigern der Kopf zurecht gesetzt wird, nämlich jenen mit dem Arm der Gerechtigkeit ausgestatteten Wesen, deren kleine Acher Komödie noch einem Satiriker großen Stills ruft.

Blutshande, Muttermord und Selbstmord.

Eine Armenhaus-Tragödie.

Die „Abendzeitung“ berichtet: Im Armenhaus der Gemeinde Redwitz (im böhmisch-mährischen Höhenzug) lebte der 66jährige Arbeiter Sumpold mit seiner Frau Franziska und seiner Tochter Franziska Prochajza. Die Tochter verheiratete sich vor einigen Jahren, war aber nur einen Tag und eine Nacht bei ihrem Mann und kehrte dann zu den Eltern zurück. Sie lebte dann mit ihrem Vater in einem Raum zusammen, während die Mutter in der Küche hausen mußte. Zwei Kinder entstammten dem Verhältnis zwischen Tochter und Vater. Zwischen Mutter und Tochter kam es zu Streitigkeiten. Dieser Tage begann nun die Tochter die Mutter im Verlaufe eines Streites zu würgen und zu droffeln, tötete sie, legte sie auf das Bett und ging zum Totengräber, dem sie sagte, die Mutter sei gestorben und er solle das Grab vorbereiten. Sumpold war vor dem Streit aus der Wohnung fortgegangen. Ein zehnjähriger Bube war teilweise Zeuge des Mordes, und die Gendarmerie nahm die Prochajza fest. Der alte Sumpold, der später zurückkam, ging in die Steingrube, wo er beschäftigt war und verübte mit einer Dynamitpatrone, die er in den Mund nahm, Selbstmord.

Der Abenteuerdrang eines Elßjährigen.

Aus Bodenbach wird uns berichtet: Vor einigen Tagen stellte ein Hochmann einem ihm verdächtig erscheinenden elßjährigen Jungen auf dem Bodenbacher Bahnhofs in dem Augenblick, da der Knabe den Tredbender Zug besteigen wollte. Bei dem Verhör gestand der Junge — er heißt Wilhelm Mayer und war als Schwarz-

fahrer aus seinem Heimatort Königsberg a. d. Oger bis nach Bodenbach gekommen —, seinen Eltern durchgegeben zu sein und die Absicht zu haben, nach Amerika auszuwandern. Von Bodenbach aus wollte er die Reise über die Grenze antreten. Die Polizei beförderte den abenteuerlustigen Jungen nach Ruffig und von dort ins Spiegelsberger Erziehungsheim, von wo aus die Eltern des Knaben verständigt wurden, damit sie ihn in Empfang nähmen. Obwohl die beunruhigten Eltern ungesäumt die Fahrt antraten, kamen sie in Spiegelsberg zu spät an: der amerikalustige Elßjährige hatte eine günstige Gelegenheit ergriffen und war neuerlich ausgezogen — halb wohl aus Furcht vor der zu erwartenden väterlichen Rächung, halb aus seiner unstillbaren Amerikafiehnung heraus, die ihn diesmal wohl auf Fußpfaden den Uebertritt in die nächste Etappe seiner Reise, Deutschland, verlassen zu lassen veranlassen dürfte.

Das künftige Prager Zoo.

Prag, 20. August. Dem Tschl. Br.-Bur. wird aus Hamburg geschrieben: Die Firma Karl Hagenbeck in Hamburg hat soeben die Pläne und das plastische, farbige Modell des künftigen Prager Zoologischen Gartens fertiggestellt, die in den nächsten Tagen nach Prag geschickt werden. Das Modell berücksichtigt auf einer Fläche von 35 Hektar das ganze Gebiet des künftigen Zoologischen Gartens mit der Ufersfläche bei der regulierten Moldau, einschließlich des Abhanges bei Troja mit dem Hochplateau.

Beim Haupteingang befindet sich ein Bergungspark. Die einzelnen Abteilungen des Zoologischen Gartens sind auf Grund aller Ergründungen und Erfahrungen der zoologischen Technik sehr zweckmäßig angeordnet und einerseits nach den Weltteilen, andererseits nach den Klimaten gruppiert. Die gesamte Fauna soll auf moderne Weise detari untergebracht werden, daß sie den Besuchern nicht in vergitterten Käfigen zur Schau gestellt werden, sondern im freien Gelände, in Höhlen, Teichen, auf der Steppe, auf Felsen, auf dem Rasen usw., wie dies der Umgebung in freier Natur entspricht. Hindernisse, die die Flucht oder einen Angriff auf die Zuschauer bereiten sollen, sind in individueller Weise auf Grund der detaillierten Kenntnis des Lebens und der Fähigkeiten der einzelnen Tiergattungen hergestellt und so untergebracht, daß sie dem Blick des Zuschauers verborgen bleiben und den Anblick der Tiere nicht stören. Abgeschlossene Käfige haben in einem modernen Zoologischen Garten überhaupt keinen Platz. Der Plan zeigt in panoramartiger Weise die Lage des Zoologischen Gartens, wie sie insbesondere beim Anblick von der oberen Restauration, die als Aussicht angelegt ist, zu sehen ist.

Nach dem Studium des Modells und der Durchsicht der Einzelheiten wird es möglich sein, den Umfang und den Kostenpunkt der Erdarbeiten sowie den Gesamtaufwand für das Projekt festzustellen und nach Sicherung der notwendigen Voraussetzungen, insbesondere der finanziellen, an die Realisation des Projektes zu schreiben.

Soweit die Zeitschrift aus Hamburg. Wie man sieht, alles laut lösende Zukunftsmusik. Prag hat jetzt ein Modell, das sich schließlich auch jede andere Stadt genau so verschaffen kann; mit der Verwirklichung des Prager „Groß-Tiergartens“ hat es, wie jedermann aus dem Schlußabsatz der Hamburger Zeitschrift ersehen kann, freilich noch gute Wege.

Rumänische Bauern lynchen Zigeuner.

Bularest, 20. August. Unweit von Ismail in Bessarabien überraschten gestern Dorfbewohner sieben Zigeuner beim Pferdediebstahl. Die Zigeuner wurden derart verprügelt, daß vier von ihnen an Ort und Stelle starben. Die Gendarmerie mußte die anderen Zigeuner mit Waffengewalt aus den Händen der erbosten Dorfbewohner befreien.

Ein Brief Banzettis.

Zum vierten Jahrestag der Hinrichtung Saccos und Banzettis.

Am 22. August jährt sich zum viertenmal der Todestag der italienischen Arbeiter Sacco und Banzetti. Seitdem hat der elektrische Stuhl nicht aufgehört zu arbeiten. Erst vor kurzem war die Effektivität wieder einmal beunruhigt wegen des drohenden Elektrotodes von acht Negern in Alabama.

Während der langen Jahre, die Sacco und Banzetti auf die Vollstreckung der Todesstrafe warteten, sind von ihnen viele Briefe an ihre Freunde geschrieben worden. Einer dieser Briefe von Banzetti an seinen Genossen Gladwell vom 10. Jänner 1927, sieben Monate vor seiner Hinrichtung, verdient ganz besonderes Interesse. Das bisher unerschlossene Schreiben ist voller Pessimismus. Es heißt darin unter anderem:

„Die letzten sechs Jahre erhalten wir zu Weihnachten eine Kinovorstellung und gutes Essen; hinterher werden wir bis zum nächsten Morgen in der Zelle eingeschlossen. Dies ist mein letztes Weihnachtsfest im Gefängnis. Ich bleibe zurück: die Vergangenheit war schlimm. Was uns erwartet, ist noch schlimmer. Welch bitteres Weihnachtsfest! Ich weiß nur zu gut, daß der Staat Massachusetts uns nach vier Monaten hinrichten wird... Die Worte und Taten der in schwarz-

gekleideten puritanischen kalblütigen Mörder Massachusetts haben uns jede Hoffnung auf Rehabilitation und Freiheit genommen. Am 1. Jänner 1927 habe ich mir gewünscht, in diesem Jahr von hier heraus zu kommen — lebendig oder tot — und ich hoffe, daß dieser Wunsch in Erfüllung geht. Ich denke dabei nicht an einen Selbstmord.

Am 6. Jänner, halb ein Uhr nachts hat der Staat Massachusetts drei Menschen durch den elektrischen Stuhl hingerichtet: Fuller, Präsident geworden, wird uns alle sieben verbrennen. Am 5. Jänner erfuhr ich, daß drei Menschen unmittelbar nach Mitternacht getötet werden sollten. Da die Vollstreckung der Todesstrafe und die Zeugen gewöhnlich nach der Vollstreckung eine Mahlzeit einnehmen, so wurden in der Küche drei Schinken gelocht. Wir erhielten hieron Kenntnis. Ich beschloß, die ganze Nacht über zu wachen, um von meiner Zelle aus die Hinrichtung zu verfolgen. Doch gegen meinen Willen schlief ich ein; als ich erwachte, erfuhr ich von der Tötung der Drei. Drei Paar Augen für ein Paar, drei Leben für ein Leben. Ich hätte ein Kapitel darüber schreiben können — vielleicht schildere ich es noch, dieses kalblütige Menschenmorden. Man muß wahnsinnig sein oder schamlos, um sich der Zauberei Massachusetts von den Verbrechern zu rühmen, während in Wirklichkeit das Verbrechen noch nie so verbreitet und so gräßlich war, wie im Augenblick. Unmittelbar nach der Hinrichtung setzte geradezu

Christentum in Schludenan. Dieser Tage starb die Frau eines Gewerbetreibenden in Schludenan, der, wie ortsüblich, die Sterbegänge für die Verstorbene läuten lassen wollte. Aber der Herr Erzdechant war anderer Meinung; er verbot nicht nur das Läuten, sondern ließ auch die Tafel, welche den Todesfall an der Kirchentür anzeigen sollte, entfernen. Das löbliche römisch-katholische Pfarramt ist nämlich der Meinung, daß Leute, die aus irgendwelchen Gründen sich kandesamtlich trauen ließen, kein Anrecht auf dieselben Rechte haben wie andere Christen. Daß diese unchristliche Handlung der geistlichen Herren in Schludenan obfällig beurteilt wird, ist begreiflich; aber noch begreiflicher wäre es uns, wenn die freischützlich orientierten Bewohner der Stadt den einzig richtigen Weg, nämlich den aus den Reihen der Alleinseligmachenden gingen. Es ist nebensächlich, ob das Pfarramt aus eigenem oder im Auftrage des Kirchenobersten handelte, sondern entscheidend ist der Nachweis, daß christliche Rache und Bannfluch selbst an der Schwelle des Todes nicht halt machten (obwohl in diesem Falle die Verstorbene sogar gut katholisch gewesen sein soll).

Geheimnisvoller Leichenfund. Aus einem Teiche in Tschib bei Kunnersdorf im Reichsberger Kreis wurde der Leichnam eines Mannes geborgen, der an Händen und Füßen gefesselt war und eine Kopfwunde aufwies. Der Tote hatte an seinem Gürtel ein Dackelrevolver festgesteckt. Man nimmt an, daß der Unbekannte einem Verbrechen zum Opfer gefallen ist, und hat in dieser Richtung die Nachforschungen aufgenommen.

Beim preussischen „Schwertadel“. Rittergutsbesitzer Rodow auf Rittergut Pragitz in der Grenzmark hat einem seiner Gutsarbeiter 7 Mark (sieben Mark!) von dem himmelreichen Wochenlohn abziehen lassen, weil 12 kleine Entenfäden des Arbeiters auf den herrschaftlichen Hof gekommen wären. So unglaublich dieser Bericht klingt, beruht er gleichwohl auf Tatsachen. — In der Gemeinde Ederitzberge im Kreise Deutsch-Krone brach ein Schulstreik aus, dem sich alle Eltern angeschlossen haben. Der Grund zu dieser Protestaktion ist, daß die Raumverhältnisse der Schule geradezu unglücklich sind. Der Klassenraum ist in einer alten, halberfallenen Schmitterlosterne untergebracht, die im Winter durch Heizen nicht erwärmt werden kann. Dadurch sind im letzten Winter mehrfach Erkrankungen der Schulkinder verursacht worden. Für dieses Jahr war der Bau einer neuen Schule in Aussicht gestellt worden, der jedoch jetzt auf unbestimmte Zeit zurückgestellt wurde. Diese Maßnahme hätte den eintütigen Schulkreis zur Folge. — Köchlein Nazi und Kazi ihren adeligen Freunden nicht bessere Sitten beibringen?

Die Sorgen des tschechischen Preßbüros wollen nicht abreißen. Wenn es keine königlichen Hochzeiten zu beschließen und mit republikanischem Eifer in allen Details zu schildern gibt, erwachsen der amtlichen Nachrichtenstelle wieder andere Aufgaben. So muß sie sich zum Beispiel aus Wien — es kostet immerhin ein Telefongespräch und die Reproduktion für die Zeitungen — folgenden Tratsch melden lassen:

Wien, 18. August. Im Hinblick auf gewisse Zeitungsnotizen richtete die Gemahlin des Prager Herrschlichen Gesandten Dr. Marek an die „Reichspost“ eine Zeitschrift, worin sie feststellte, daß ihr Bruder, der Nationalökonom Dr. Ernst Broda, niemals Kommunist und Zeit seines Lebens ein Gegner der Sozialdemokratie gewesen sei.

Was der Frau Marek entgangen ist, könnte immerhin einem Redakteur des Tsch. B. B. einfallen, daß nämlich die, seit eines Kapitalistenlebens gewährte, Gegnerschaft gegen die Sozial-

Vom Rundfunk

In der Prager deutschen Arbeiterfendung am Mittwoch, den 26. August, um 18 Uhr 30 abends, spricht Genosse Franz Seidel auf Tschl. Schönau über das Thema „Der kulturelle Inhalt der Arbeiterbewegung“. In diesem Vortrag wird zum Ausdruck kommen, aus welcher sozialen Lebenslage sich das Proletariat zu seiner heutigen Stellung emporgearbeitet hat und wie tief und breit heute schon seine kulturell-geistigen Bestrebungen gehen.

Ein blinder Passagier verdient seine Reise vor dem Mikrophon. Unter den Reisenden des Ocean-Dampfers „Polola“ wurde in einem Koffer ein blinder Passagier entdeckt. In früheren Zeiten wurden solche Passagiere rücksichtslos mit Kohlen-schaufeln beschlagen, um ihre Ueberfahrt zu verhindern. In diesem Falle handelte es sich jedoch um einen bekannten Negerjäger, der nun statt in den Waldenraum, vor das Mikrophon gestellt wurde und auf diese Weise ein improvisiertes Programm ermöglichte, welches von mehreren Schiffen auf hoher See übertragen wurde (P.).

demokratie nicht ausschließt, daß dieser Gegner Kommunist sei; gerade als Kommunist wird er ja vor allem Gegner der Sozialdemokratie gewesen sein. Und wenn Herr Dr. Broda selbst feststellt, daß er auf dem Boden der bestehenden Gesellschaftsordnung stehe, so heißt das noch lange nicht, daß er kein Kommunist sei. Es gibt viele Kommunisten, die auf dem Boden der bestehenden Gesellschaftsordnung stehen und lediglich Gegner der Sozialdemokratie sind. Wozu also die Uebernahme derartiger Dementis? Es ist sehr zu bezweifeln, ob man die Melbuna auch weitergeben hätte, wenn Frau Marek ihrem Bruder nachgerühmt hätte, er sei immer ein Gegner der Agrarier gewesen.

Typhus in Basel. In Basel sind 32 Fälle von Typhus festgestellt worden. Die Untersuchung hat ergeben, daß sämtliche Erkrankten Gäste oder Angestellte eines alkoholreicher Restaurants in Basel sind, die am gleichen Tage ihre Mahlzeiten in diesem Restaurant eingenommen haben. Eine Kellnerin ist bereits an Unterleibstypus gestorben. Das Restaurant wurde behufs Desinfektion geschlossen.

Reise in die Hygiene-Ausstellung nach Dresden. Die Urlaubs-Reise-Organisation, Bodenbach, am Graben Nr. 1083, veranstaltet am 6. September 1. J. wiederum eine eintägige Wanderfahrt um den Gesamtpreis von K 6.—, in welchem die Fahrt ab Bodenbach nach Dresden und zurück, Mittagessen, Eintritt in die Ausstellung und Zoologischen Garten sowie Führung durch die Stadt inbegriffen sind. Anmeldungen sind direkt an die „Uro“-Kanzlei in Bodenbach zu richten.

Einen Sonderzug in das Riesengebirge fertigt die Staatsbahndirektion Prag-Lud in den Tagen vom 12. bis 13. September für den Preis von K 6.— ab. In dem Preise sind inbegriffen die Fahrt hin und zurück, Auto, Mahlzeiten, Unfallversicherung und Führung. Anmeldungen mit einer Angabe von 20 K nimmt die Kassa Nr. 13 auf dem Wilsonbahnhof entgegen. Die Teilnehmer werden den Ortsteil des Riesengebirges von den Grenzbauden aus die Schneekoppe, den Fuchsberg und den Schwarzen Berg sehen.

Crofters Aufruf. Dr. Crofter, der bekannte amerikanische Förderer der Antiflugbewegung, hat sich nach England eingeschifft, um dort gleichfalls für seine Theorie der Gefährlichkeit des fliegenden Anhängers zu werben. In Newark, der Hauptstadt des amerikanischen Staates New Jersey, in der Dr. Crofter als Chefarzt des Städtischen Krankenhauses wirkt, belahmen u. a. sämtliche Bahnen auf ihre Lärmen den Zug geschickt: Bitte lassen Sie mich nicht, ich möchte gesund bleiben.“ Dr. Crofter hält zwar nicht das fliegende selbst für eine Krankheit, vertritt aber die Meinung, daß durch diesen körperlichen Aktivismus zu leicht Krankheitskeime übertragen werden. Aus dem gleichen Grunde ist Dr. Crofter auch ein Feind des Lippenstiftes, dessen flebrige Schicht auf Bakterien dieselbe Anziehungskraft ausüben soll, wie eine Fliegenlarve auf Fliegen.

eine Epidemie von Verbrechen ein. Zwei Tage darnach haben in Canean-Mah zwei Kinder, ein 13- und ein 15-jähriges Mädchen, eine Frau ermordet. In Meadlebooro hat ein Gefangener dem Aufseher den Kopf abgeschritten. Eine Menge Verbrechen sind im Lauf von fünf Tagen nach dieser dreifachen Hinrichtung vollbracht worden.

Ich bin überzeugt, daß Fuller sich geweigert hat, das Urteil gegen die Mörder von Carbaro und gegen den Mörder, die bereits früher verurteilt wurden, zu ändern, um unangenehme Auseinandersetzungen mit unseren Freunden aus dem Wege zu gehen, falls diese um unsere Begnadigung nachsuchen sollten. Also der Mörder ist ermordet, die drei jungen Menschen gleichfalls. Madeiros wird der fünfte sein. Jerri Pollat der sechste, dann kommt die Reihe an uns. Insgesamt sechs Menschen sollen verurteilt werden.

Jerri wurde verurteilt, obgleich es keine Indizien gegen ihn gab. Zwei Tage später töteten und beraubten zwei junge Menschen den Gemüschändler. Also noch drei Kandidaten für den elektrischen Stuhl. Einige meinten, falls Fuller sich von unserer Unschuld überzeugen ließe, würde er alles tun, um uns zu retten. Fuller will sich aber nicht überzeugen lassen, wie soll man ihn da überzeugen! Er muß uns töten, um die Würde und die Ehre des Staates zu retten...“

Grundzüge. Im „Weltwoll“ findet man die folgenden Briefarten: „Zwei wir informiert sind, hast Du recht. Die Abteilung Arbeitsvermittlung der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei hat einem Betriebe in Kornberg (Baden), dessen Beschäftigte in Lohnstreik getreten war, Arbeitskräfte vermittelt. Der Direktor des betreffenden Werkes ist, nach unfernen Informationen, fremdträchtig.“ Die Grundzüge der Hitlerpartei sind angeblich: 1. sozialistisch, 2. antilemisch. Deswegen hat sie gelbe Streifenbänder an einen jüdischen Kapitalisten vermittelt. Das nennt man noch Grundfestigkeit!

Teurer Schnapsbrot. Eine böse Überraschung wurde dieser Tage an dem Vollzeitschiff des Grenzbahnhofs Rutenbach a. d. Elbe einem alten Herrn aus Bad Lynhaußen bereitet, der wie alljährlich nach Karlsbad zum Kuraufenthalt fuhr. In seinem Reisepäckchen fanden die tschechoslowakischen Zollbeamten einige Bäckchen Schnapsbrot, die dem alten Herrn — es handelt sich um einen 75jährigen Hotelier aus Bad Lynhaußen — von seiner fürsorglichen Tochter ohne sein Wissen mitgegeben worden waren. Dem anscheinlichen Schmuggler wurde eine Geldstrafe von 1749 K vorgeschrieben, wofür der Betrag er sofort erlegen mußte.

Die schwedischen Gefängnisse leeren sich immer mehr. Schweden hat bekanntlich gegenüber anderen Staaten Europas eine sehr kleine Kriminalität, die im Gegensatz zu anderen Staaten ständig im Abnehmen begriffen ist. So meldet ein Bericht des schwedischen Gefängnisdepartements, daß die gegenwärtige Anzahl der in den schwedischen Gefängnissen Verurteilten 1931 beträgt, während die Zahl im Vorjahre 2113 ausmachte. Als besonders merkwürdige Tatsache wird darauf hingewiesen, daß in den letzten Wintermonaten Personen, die zu Geldstrafen verurteilt wurden, es vorgezogen, statt dieser die Strafen lieber abzulegen. Die Tatsache erklärt das Paradox mit der äußerst humanen Behandlung in den schwedischen Gefängnissen und mit der sozialen Lage.

Der Raubmörder als Gefellieger.

Jeder weiß, daß die Zegelliege eine schöne, ungeschätzliche Sache ist für den, der sie besitzt, aber wenige kennen den ersten Zegellieger, der es wagte, sich mit einem primitiven Holz- und Lederstuhl der freien Luft anzuvertrauen. Niemand wird wissen, daß dieser erste Zegellieger ein Verbrecher, ein Raubmörder war!

In den Anhängen der Zegelliege, da noch kein Mensch, selbst der Erfinder nicht, der neuen Erfindung recht traute (— die übrigens auch bald darauf wieder einfiel —), war es naturgemäß schwer, jemanden zu finden, der sich freiwillig zu diesem ersten Experiment hergab. Keiner wollte — trotz ausgelegter hoher Belohnungen — den „Sprung ins Ungewisse“ wagen, einen Holzstuhl konnte man nicht — also war guter Rat teuer... Da tat man kurzerhand das, was die Gelehrten in solchen schwierigen Fällen häufig tun: sie holten sich einen gefangenen Schwerverbrecher und stellten ihn vor die Alternative: Fliegen oder Vollstreckung des Urteils! Bei Bestimmen des Fluges — die Freiheit, bei Nichtgelingen — der Tod, der dem mehrfachen Raubmörder aber ohnehin bestimmt war! Ein durch das Gesetz zum Tode Verurteilter wird sich in solchen Fällen nicht lange bedenken. Einen Kopf hat er nur zu verlieren. So oder so. Die Guillotine der Justiz war ihm bei einer Verweigerung seines Einverständnisses gewiß der Flugstuhl aber konnte fliegen...

Am 24. September 1777 gab der Raubmörder Dominik Dufort zu Port Louis in der Bretagne die Einwilligung zu dem ersten Zegellieg mit Hilfe eines leicht konstruierten, mit Federn belegten umschmalzbaren Flugmantels, erfunden und erbaut

von A. Desfontaine. Man reichte sofort ein herzstärkendes Medikament und führte ihn auf das etwa 50 Fuß hohe Dach des Zeughaus-Turmes. Man überprüfte nochmals das Gelingen des Herabausstieges. Sofort schnallte sich daran fest und sprang bei starkem Winde in die Tiefe hinab.

Über zehntausend Menschen, der Gouverneur Graf Kagonillon und die Akademie der Wissenschaften wohnten dem Abflug bei. Duforts primitive Zegelliege flatterte eine Zeitlang im

Winde, schaukelte und stürzte und begann dann, langsam und gradlinig zu sinken. In allerhöchster Nähe der Abprallstelle gelangte der moderne Flieger wohlbehalten zu Boden, umgeben von der begeisterten Menge. Besessen mit einer hohen Belohnung, die durch die sofortige Sammlung unter den Zuschauern aufgebracht wurde, zog er nach einem reichlichen Festmahl von dannen... der Räuber Dominik Dufort hatte sich „frei gelogen.“ Sp.

Antunft in New York.

Aus dem Tagebuch eines jungen Arbeiters.

Ich bin über den Ozean gefahren, bin lagernd (sehrant) gewesen und plötzlich liegt vor mir das „Land der Freiheit“. Ich habe natürlich vorher ein bißchen Englisch gelernt; nun brenne ich darauf, den Leuten zu zeigen, was ich schon alles gelernt habe.

Da ist eine Dame, die an einer deutschen Mädchen-Mittelschule Unterricht gegeben hat. Sie ist mit Leib und Seele Lehrerin und ihr gegenüber wird jeder zum Schüler. Sie fragt mich, „weißt Du auch wer Amerika entdeckt hat?“ Ich weiß es natürlich, es fällt mir nur vor Aufregung nicht gleich ein. Sie nimmt mich bei der Hand und zerrt mich in den Damen Salon. Draußen braust der Trubel des New Yorker Hafens, und ich muß meine geschichtlichen Kenntnisse von ihr prüfen lassen. Ich bin ganz verwirrt, und sie ist eisig: „Du weißt ja gar nichts, aber auch gar nichts!“ Ich bin wahrhaftig schrecklich dumme. Meine Augen hängen an einem der runden Guckfensterchen des Damen Salons, an dem das Panorama der Wolkenkratzerstadt vorüberzieht. Die Lehrerin erzählt die Geschichte von George Washington und dem Rirsbaum. Ich möchte hinaus. Ich kann nicht mehr still sitzen. Aber der müllergültige deutsche Schulbude steht mir in den Knochen. Es hätte nicht viel gefehlt und ich hätte die Hände gefaltet. „Also, wann hat General Grant gelebt?“ fragt die Lehrerin. Sie spricht mit kreischender Stimme und macht böse Augen. Da rutsche ich plötzlich vom Stuhl herunter und laufe an ihr vorbei zur Tür hinaus —

Der Fluß wimmelt vor Jollen, Schleppern und Booten. Es heult und pfeift. Wir fahren langsam an einem Denkmal vorbei, das im Wasser steht; und der Amerikaner, der sich über mein Englisch immer tollchen wollte, steht nicht weit von mir und sagt lachend zu seiner Frau: „Da wären wir wieder, die alte Dame drüben hat sich inzwischen auch nicht verändert.“ Es war die Statue der Freiheit.

Ein Steward in einer weißen Jade packt mich am Kragen, daß ich zusammensichere und schimpft auf mich los. „Wo steckst du denn? Vorwärts! Der Arzt will dich sehen.“ Der Arzt ist ein amerikanischer Offizier, der mit in die Augen guckt und dem ich die Zunge raustreden muß. Aber ich bin gesund und kann wieder gehen.

Alles macht sich zur Landung fertig. Die Lehrerin schleppt Kufkartons und Schachteln aus ihrer Kabine, sie ist ganz rot im Gesicht und so aufgeregt, daß sie mich gar nicht beachtet. Dann liegen wir plötzlich fest, und die Landungsbrücke wird herabgelassen. Die Lehrerin verabschiedet sich von einem jungen Schiffsoffizier und schenkt ihm einen Band lyrischer Gedichte.

Ich darf das Schiff nicht verlassen, muß zurückbleiben und komme nach Ellis-Insel in die Einwanderungshallen. Fast alle Bekannten von der Ueberfahrt sind verabschiedet. Ich bin ziemlich aufgeregt, die Leute um mich herum sprechen alle verschiedene Sprachen, ich verstehe kein Wort, es ist alles fürchterlich fremd. Kleine Kinder brüllen, Frauen jammern, die amerikanischen Beamten fluchen. Ich werde in einem

Saal untergebracht, in den das Licht durch vergitterte Fenster fällt. Es ist halbdunkel darin und die Luft ist entsehl. Es stinkt nach Schweiß, schmutziger Wäsche und Knoblauch. Die Frauen kommen in einen anderen Saal, der gleich an den unfrigen grenzt. Ich mache die Bekanntschaft eines jüdischen Jungen in meinem Alter, der auch allein hier ist. Er beginnt Geschichten zu erzählen, bei denen ich rot werde, aber sie gefallen mir ganz vortrefflich. Wir teilen uns eine Zigarette und gehen auf die Toilette, um sie zu rauchen. Ein Wärter erwischt mich dabei und bietet mir Ohrspeisen an. Ich bin beschämt und gekränkt, und ein kleiner, schwindelstüchtiger Mann, der etwas Englisch kann, gibt dem Wärter recht und erzählt im ganzen Saal, was für ein Lämmler ich sei. Dann marschieren wir gemeinsam in einen großen Saal, wo wir Abendbrot kriegen. Ich bin hungrig und es schmeckt ausgezeichnet. Mir gegenüber sitzt ein junges Mädchen, die mir ab und zu einen Blick zuwirft. Ich bin ihr dankbar dafür. Ich bin müde und gebe bald zur Ruhe. Es wird lange nicht still. Es hustet und stöhnt und schimpft. Ich schlafe ein, träume schlecht und wache bald wieder auf, weil mir die Wangen über den Körper laufen und mich heißen. Bald fühle ich, wie es überall anshwilt. Das Juden ist launig zu ertragen. Ich stehe auf und verbringe die Nacht auf der Toilette.

Der zweite Tag wird zur Ewigkeit. Raus dürfen wir nicht. Das ist verboten und sie passen ziemlich scharf auf. Es sind Leute da, die monatelang hier eingesperrt sind. Die zweite Nacht verbringe ich auf der Erde. Mir grant vor dem verwanzten Bett. Ein junger Pole wird erwischt, als er zu den Frauen hineinschleichen will. Sein Mädchen ist dort drin, und es kommt beinahe zu einer Prügelei. Zum Glück merken die Wärter nichts davon, denn sonst hätte man ihn sicher gleich wieder deportiert. Am andern Morgen ist mir mächtig übel und der Kopf tut mir weh. Mein Freund und ich beschließen, auf den Hof hinunter zu gehen. Wir gelangen auch ins Freie. Drüben liegt New York und daswischen der lebendige Hafen. Es ist ein sonniger Morgen und die frische Luft und der Wind tun uns gut. Dann bemerkt uns ein Wächter und wir werden abgeführt. Es gibt ein lauges Verhör, wir verstehen kein Wort und uns ist ein bißchen bange vor den Folgen. Bis dann jemand auf Deutsch zu uns sagt, „also austreten wolltet ihr! Bengels!“ Die haben wirklich gedacht, wir wollten nach New York rüber schwimmen, und jetzt müssen wir doch lachen.

Am Nachmittag des dritten Tages ruft ein Beamter laut meinen Namen. Ich krieger einen Schreck. Die Furcht, als hätte ich etwas verbrochen, steckt mir in den Gliedern. Denn hier ist ja alles verboten. „Nimm deine Sachen mit, du wirst abgeholt.“ Ich packe schnell zusammen und sage Aufwiedersehen. Man beneidet mich, daß ich gehen kann. Mir ist, als läme ich aus dem Zuschauhaus, als wären es Jahre her, seit man mich hier eingesperrt hat. Und durch das Fenster sehe ich wieder die Statue der Freiheit, rot von der Nachmittagssonne.

Saben in Ihrer Gemeinde schon alle Funktionäre ihr kommunalpolitisches Blatt?

In vielen Gemeinden wurde schon beschlossen, allen Gemeindefunktionären, ohne Unterschied der Partei, ein kommunalpolitisches Organ nach freier Wahl des betreffenden Funktionärs, auf Gemeindefosten zuzustellen. Ein derartiger Beschluß ist zweifellos sehr wichtig, weil es eine Aufgabe der kommunalen Verwaltung ist, für die Schulung der tätigen Gemeindefunktionäre zu sorgen und ihnen wenigstens einen kleinen Teil der zu ihrer ständigen Information nötigen Befehle zur Verfügung zu stellen.

Genossen! Wenn in eurer Gemeinde ein derartiger Beschluß noch nicht besteht, so stellt einen diesbezüglichen Antrag!

Jedem sozialdemokr. Gemeindefunktionäre sein Blatt. „Die Freie Gemeinde“.

Volkswirtschaft und Sozialpolitik

Das Panama der Nordwolle.

Der Riesenandal des deutschen Nordwollkontorfes hat weit über die Grenzen Deutschlands ein großes Schlaglicht auf den Zustand der kapitalistischen Wirtschaftsordnung geworfen, die ein Wirtschaftskrisenbrechen von nie gekanntem Ausmaß duldet. Die berühmte Unternehmer, „initiative“ hat hier ihre „Triumphe“ gefeiert. Mehr als 250 Millionen Besuche, Stilllegung zahlreicher einst blühender Betriebe, Bankrottzusammenbrüche usw. waren das Ergebnis.

Wit diesem Skandal und seinen Nebenbarn, der Familie Labufen, beschäftigt sich die Schrift „Das Panama der Nordwolle“ von A. Faust, Chefredakteur an der „Bremer Volkszeitung“. Er hat aus nächster Nähe die Entwicklung des Konzerns verfolgt und schreibt nun die Geschichte vom Aufstieg, vom Glück und Ende der Firma.

Faust berichtet über den Gründer der Dynastie Labufen, der als Witt einer Bremer Hofschensche die vielfach aus Länderlose bestehende Heuer der Matrosen in Schnaps umwandelte und nach und nach riesigen Landbesitz in Südamerika und Australien zusammenbrachte. Sein Sohn vererbte die Riepe mit einem Fellhandel. Der Enkel schließlich führte den Wolltrust. Von der Schenke zum Weltkonzern, vom Händler zum Herrn über 40.000 Arbeiter. In dieser schwindelnden Höhe ist die Familie Labufen durch die rücksichtsloseste und brutalste Ausbeutung von Textilarbeitern aufgestiegen. Ueber das Glend ihrer Opfer und das Luxusleben in den Schlössern bringt die Schrift weitere bisher unbekannt Einzelheiten.

Hochinteressant ist der politische Hintergrund des Skandals, bei dem die deutschen Nazis eine besondere Rolle spielen. Faust weist in seiner Schrift an Hand ebenfalls neuen Materials auf die Verbindungen zwischen diesen Wirtschaftsführern und der reichsdeutschen „nationalen“ Opposition hin.

Die Broschüre ist fesselnd geschrieben. Sie ist von internationaler Bedeutung und eine wertvolle Waffe im Aufklärungskampf. Ihr Inhalt muß weitergetragen werden zu denen, die noch nicht wissen, wo die Schuldigen des Massenleids sind.

* Alfred Faust: „Das Panama der Nordwolle“. Herausgeber: Sozialdemokratische Partei Deutschlands, Berlin, SW 6, 1931, 16 Seiten. Mit Umschlag und Illustrationen.

Gerichtssaal

Die begründete Jurat
des Scheidungslustigen Gatten.

Frage. 20. August. Bekanntlich begehrt das Verbrechen der „gefährlichen Drohung“ derjenige, der einen anderen durch eben diese in „begründete Furcht“ versetzt. Ferner ist der Gatte der Alimentationspflicht an seine Frau gebunden, wenn die Ehe durch ihr Verschulden geschieden wird. Der Herr A hatte die Absicht, sich nach 17jähriger Ehe von seiner verblühten Frau scheiden zu lassen. Er ließ sich also, als guter Rechner und tüchtiger Geschäftsmann durch einige aufgeregte Worte der Frau „in begründete Furcht“ versetzen und brachte sie wegen des genannten Verbrechens auf die Anklagebank. Ihr Verteidiger bietet dem Gericht ärztliche Zeugnisse an, die auf verschiedene Rißhandlungen seitens des Gatten zurückgehen, bescheiden Gatten, der heute als Zeuge seine „begründete Furcht“ bekrunden soll.

ObA. Hellriegel erklärt ihm, er habe als Gatte das Recht, sich der Aussage zu entschlagen. In diesem Fall werden alle seine bisherigen Angaben als nicht existierend betrachtet. Zugleich aber appelliert der greise Vorkühnde mit eindringlichen Worten an das Gewissen und das Gefühl des Zeugen. Dieser zögert. Eine Verurteilung wäre für den Scheidungsprozess ein unübersehlicher Trumpf. Aber er merkt wohl auch, daß das Gericht seine eigene Meinung über die Sache hat. Und so verzichtet er mit großmütiger Geste auf die Aussage und die Anklage, die, von stummem Schluchzen geschüttelt, auf ihrer Bank sitzt, wird freigesprochen.

nid. Murki zog seine Pistole heraus und schoß noch rückwärts in den Bauch des Bären. Und lag drei Monate im Krankenhaus.

Der dritte Bär, den Murki kaufte, stammte aus dem Ural, wo man ihn im zartesten Kindesalter von der Mutter weggenommen hatte. Er schlief gerne, der Bär „Morik“, wie ihn Murki zum Andenken an seinen Vater genannt hatte. Wie eine Kugel lag er da, den Kopf zwischen den Hinterbeinen, und schnarchte. Murki schlief neben ihm im Stalle irgendeines Gasthauses oder einer Herberge. Der Bär träumte! Mmm—mmm—kam es aus seinem Rachen. Er drehte sich auf die andere Seite, kratzte sich, genau wie Murki, und schlief weiter. Frühmorgens war der Bär früher auf als sein Herr. Er wollte Milch. Murki holte drei Liter. Der Bär trank sie, legte sich nieder und schlief. „Auf, Casar!“ schrie Murki. Der Bär wachte sich mit seinen Klauen den Schlaf aus den Augen, rüttelte verdrießlich an seiner Kette, seufzte und erhob sich zähnefletschend.

Eine besondere Vorliebe hatte „Morik“ für Polizisten und Gendarmen. Sie reitrierten unwillkürlich, wenn „Morik“ den Rachen aufriß. Und niemals hatte ein Bär so schön getanz wie er.

Eines Tages kam Murki mit seinem Bären in ein Dorf im Badißen. Dort hatte sich ein Zirkus eingefunden, der zur Reklame vor dem Zelt eine Barin im Käfig zeigte. Ein magerer Clown machte seine Wipe, eine Rusfkapelle spielte.

Als Murki mit seinem Bären an dem Zirkuslagert vorbeikam, krachte „Morik“. Die Barin im engen Käfig konnte unruhig hin und her, drei Schritte nach rechts, drei Schritte nach links.

„Kommt, Morik“, sagte Murki, und klopfte seinem Bären auf den Kopf. „Laf die alte Schachtel!“ Aber Morik dachte anders. Er riß sich mit Bärenkraft los und stürzte auf die Barin zu. Entsetzt sprang die Menge vor dem Zirkus auseinander!

Morik, der Bär, suchte einen Eingang in den Käfig der Barin. Die hatte sich in eine Ecke geduckt und winnerte vor Angst. Murki, der Bärenführer, riß an der Kette seines Bären. Aber ein Lahenhieb beförderte ihn auf die Straße.

Da kam Prond, der Besitzer des Zirkus, aus dem Zelt geschlichen mit einer ganz kleinen Pistole in der Hand. Sie war nicht größer als eine Hand. Er drückte auf den Bären ab, traf ihn ins Gehirn, und „Morik“ stürzte hin mit Krampfhaft zuckenden Franfen.

Murki war wieder allein. Zu seinen Füßen lag das Fell seines Bären. Zusammengerollt. In seinen Händen knisterte das Strafmandat über dreißig Mark, weil er —? Weil er seinen Bären nicht genügend beaufsichtigt hatte. Und überhaupt war ihm die Berechtigung entzogen worden, in Deutschland Bären zu führen.

Vor dem Zirkus aber lief die Barin hin und her, und niemals hatte der Zirkus so gute Geschäfte gemacht, als nach dem Tode des Bären Morik, den der Zirkusdirektor unter eigener Lebensgefahr, wie die Zeitungen schrieben, erlegt hatte.

Murki hat wieder einen Bären. Aber er weiß auf, daß er nicht wieder mit einer Barin zusammenkommt. Es ist ein stumpfes Tier, das noch nie die Freiheit gefühlt hat. Die Kette ist ihm Bedürfnis. Es tanzt nach der Pfeife, frist und schlaf.

A. Stols.

Der Bagabund mit dem Bären.

Der alte Bärenführer Murki war ein ganz sonderbarer Kauz. Seit zwanzig Jahren führte er Bären durch die Welt, soweit sie nicht durch Wasser abgesclossen war. Als Murki zwanzig Jahre alt war, kaufte er seinen ersten Bären. Er kam damals mit seinem krummen Bein vom Militär frei. Und als er freudestrahelnd zu seinem Vater zurückkehrte, drückte der ihm einen Beutel mit Dukaten in die Hand. Er selbst, der alte Bagabund, lag auf seinem Sterbelager. Ganz schnell war es gekommen.

Murki küßte seinen Vater auf die Stirn und die Augen, kniete nieder und betete.

Murki zählte seine Dukaten. Zwanzig Stück. Und wie sie klangen, wenn man sie aufschlug. Immer wie eine Glode, oder wie die Stimme eines jungen, schönen Mädchens mit schwarzen Locken und Grubchen im Sinn.

Murki kaufte seinen ersten Bären in einem Dorfe an der russischen Grenze, ganz unten, in Bulgarien. Es war ein gutes Tier, ein Weißes. Murki zog mit ihr durch ganz Bulgarien, Rumänien, Ungarn bis nach Oesterreich. Dort, in einer kleinen Stadt, traktierte man seine Barin mit Gefrotrenem. Und daran starb das Tier.

Murki reiste nach Rußland und holte ein neues Tier. Diesmal war es ein männlicher Bär. Eigentlich war es eine junge, spielende Kage, wälzte sich auf der Erde, spielte mit Steinen und was es sonst zwischen den Klauen bekam. Aber eines Tages bißte der Bär Murki, im Spiel natürlich, mit seinen Zähnen ins Ge-

Spekulationen um die Ehe.

Eine Heiratschwindlerin und ihre Partner.

Prag, 20. August. Vor kurzem wurde vor dem hiesigen Gericht eine 35jährige Frau abgeurteilt, die Heiratschwindler in größtem Stil betrieb und zehn Heiratsverträge um nahezu eine halbe Million geprellt hatte. Heute gelangte ein ähnlicher Fall zur Verhandlung, der sich freilich in weit bescheideneren Grenzen hält und sich auch dadurch von seinem Vorgänger unterscheidet, daß die Angeklagte und die Geschädigten einander kaum etwas vorzuwerfen haben. Die Anklage führt kurz folgendes aus:

Die 35jährige Katharina Jelinek, die in Sobotta mit einem gewissen Bazler im Kontabirar lebte, bot sich auf ein Inserat hin dem Josef Ludwig in Prag als Haushälterin an. Nach kurzer Korrespondenz kam es außerdem zu einem Abkommen, daß die Jelinek ihren Dienstgeber nach einiger Zeit heiraten werde. Nach dieser brieflichen Exzerpierung zog sie zu ihm, um die Hauswirtschaft zu übernehmen, die sie angeblich so ausgezeichnet führte, daß Ludwig nach seiner Behauptung nur von Kaffee und Brot lebte, weil ihm keine Haushälterin und Braut eben nichts kostete und auch sonst sich um den Haushalt wenig kümmerte. Als er erkrankte und ins Spital kam, verließ sie die Wohnung und lebte zu Bazler zurück. Angeblich hat der Bräutigam ihr in der Hoffnung auf baldige Eheschließung zusammen 3.200 Kronen gegeben und beschuldigt sie nun betrügerischer Machinationen.

Numerus Zwei ist ein 70jähriger Kohlenhändler in Zmischov. Diesmal hatte die Jelinek selbst die Initiative ergriffen und ein Inserat erscheinen lassen, durch das sie einen Gatten suchte. Sie gab sich als „schuldlos geschiedene Frau aus, die durch einen „trunksüchtigen und rabiatischen Gatten um ihr Vermögen gekommen sei und jetzt an der Seite eines alten Mannes Veruhigung für ihre aufgeregten Nerven suche“ — wie sie ihn ihren Briefen so schön schreibt. Er war bereit, ihr diese Veruhigung zu verschaffen, richtete eine zu diesem Zweck gemietete, gemeinsame Wohnung ein und das Eheglück hätte seinen Anfang nehmen können, wenn nicht die Angeklagte inzwischen

Numerus Drei, einen Herrn aus Pilsen durch ein weiteres Inserat gelapert hätte, den sie in der von Numerus Zwei neu eingerichteten Wohnung empfing, der aber bald Lunte zog und ohne Schaden davonkam, während der Kohlenhändler 2.800 Kronen verlor zu buchen hatte. Nebenbei borgte sie sich von der Tochter des Bräutigams-Kohlenhändlers eine Nähmaschine im Werte von 2000 Kronen aus, von der später nichts mehr aufgefunden wurde, als der Verlassener. — Inzwischen hatte Bräutigam Numerus Eins, als er aus dem Spital heimkehrte die Strafanzeige erstattet und sie befreite sich, ihren früheren Lebensgefährten Bazler eine für und fertig ausgearbeitete Zeugenaussage zu schicken, in der dieser das Blaue vom Himmel beschwören und bestätigen sollte. Er tat dies freilich nicht, sondern übergab den Brief der Polizei und das Resultat war eine Anklage wegen mehrfachen Betruges, Veruntreuung und Verleitung zur falschen Zeugenaussage.

Wie sich schon aus den geschriebenen Unternehmungen ergibt, ist diese Frau eine glänzende Komödiantin und ihr Auftreten vor Gericht entsprach dem auch vollkommen. Sie ist nach ihren Erklärungen nicht nur keineswegs schuldig, sondern im Gegenteil ein armes Opfer. Dem Bräutigam Numerus Eins habe sie nicht nur nichts gelohnt, sondern noch ihr Geld geopfert. Der Kohlenhändler habe sie selbst einem Bekannten abtreten wollen, während sie in Ehren seiner begabte und ihm eine treue Gattin sein wollte. Nie hat sie Geld verlangt. Was die Nähmaschine betrifft, so hat sie eine föhliche Erklärung zur Hand. Als sie nämlich die Wohnung

des Kohlenhändlers räumen mußte und die übrige Einrichtung, die er ihr zum Geschenk machte) bei einem Spediteur einstellte, bekam sie Angst, die fremde Nähmaschine könnte in dem möglicherweise feuchten Magazin rosten und daher trag sie sie in das trodene Verlagsamt. Das wäre alles sehr schön — wenn nur nicht eine so umfangreiche Korrespondenz gegen sie zeugen würde.

Was nun aber die Geschädigten betrifft, so erschienen auch diese in sonderbarem Licht. Numerus Eins soll eine sehr problematische Existenz sein und hauptsächlich vom Hazardspiel leben. Ein Zeuge meint, daß er 8.200 K. vermutlich niemals beisammen gesehen hat, geschweige denn besessen. Der Kohlenhändler soll die Braut tatsächlich infolge des Widerstandes seiner erwachsenen Kinder seinem Freund Beneš mit samt der Wohnungseinrichtung angeboten haben, aber das Geschäft zerfiel sich. So scheint es also, daß die handelnden Personen einander so ziemlich würdig sind.

Trotzdem die Angeklagte heftig schlugte und jammerte und während des Plädoyers ihres Verteidigers förmliche Duette mit ihm vorführte, ließ sich der Gerichtshof (OGK. Mašák) nicht rühren. Sie wurde, bei teilweisem Freispruch von einigen Punkten, doch in im Wesentlichen schuldig erkannt und trotz bisheriger Unbescholtenheit zu einer unbedingten Rekerstrafe von drei Monaten verurteilt. In der Urteilsbegründung wird ausgeführt, daß bei der Art, wie die Angeklagte ein arbeitsloses und angenehmes Leben auf Kosten anderer zu führen suchte, die Verbüßung der Strafe geboten erscheine.

Man wird diesem Argument seine grundsätzliche Zustimmung nicht verweigern können und freilich den Wunsch beifügen, daß allen, die ein „arbeitsloses und angenehmes Leben auf Kosten anderer führen“ mit diesem Maße gemessen werden.

Kunst und Wissen

Kleine Bühne.

Dienstag, den 25. August, Eröffnung der neuen Spielzeit mit der Uraufführung des Lustspiels „Antimilitarismus“ von Leonard. Regie: Hans Gög. Mitwirkende: Carpentier, Keller, Gög, Strahlitz. Erste Wiederholung am Mittwoch, den 26. ds., nächste Aufführung Sonntag, den 30. ds.

Donnerstag, den 27. ds., wird der russische Komödienabend „Spieler“, „Doppelgänger“, „Heiratsvertrag“, der gegen Schluß der Spielzeit beifällig aufgenommen wurde, mit der bekannten Besetzung wiederholt.

Freitag, den 28. ds., gelangt als 1. Operetten-Abend dieser Spielzeit das musikalische Lustspiel „Cocktail“ von Ralph Benaphy zur Aufführung.

Samstag, den 29. ds., findet die Premiere der Komödie „Moritza“ von Otto Bernhard Wendler statt. Die Rolle des Aramp ist mit Josef Nemec besetzt. In den übrigen Rollen sind beschäftigt: Medelitz, Ondra, Rabm, Bauer, Jantich, Ludwicz, Pohlkal, Kleinhardt, Strögl, Seit. Inszenierung: Friedrich Höglin. Erste Wiederholung am Montag, den 31. ds.

Neues Deutsches Theater.

Donnerstag, den 27. ds., Beginn der neuen Spielzeit. — Neuenstudiert: „Der Akt wider Willen“, Komische Oper von Gounod nach der gleichnamigen Komödie von Moliere. Dirigent: Max Rudolf. Inszenierung: Oskar Schub. Besetzung: Aled, Schwarz, Spitznauer, Bandler, Veremann, Hagen, Reiter, Koller. Anfang 7.30 Uhr (213-1).

Freitag, den 28. ds., zur Feier von Goethes Geburtstags: Neuenstudiert: „Vorpiel auf dem Theater.“ — „Die Mitschuldigen.“ — „Die Lante des Verliebten.“ In den von Max Siebl inszenierten Stücken sind beschäftigt: Carpentier, Wornholz,

Alba, Höglin, Beigeb, Ködner, Schindler, Strahlitz, Taub. Anfang 7.30 Uhr (214-11). Nächste Wiederholung Montag, den 31. ds., Anfang 7.30 Uhr (217-1).

Samstag, den 29. ds., „Der Troubadour“, Oper von Verdi. Dirigent: Kurt Adler. Anfang 7.30 Uhr (215-111).

Sonntag, den 30. ds., „Im weißen Röhl“, Schauspiel von Hans Müller. Musik von Ralph Benaphy. Inszenierung: Max Siebl. Anfang 7 Uhr (216-1V).

Der Kartenverkauf für alle Vorstellungen im Neuen Deutschen Theater und in der Kleinen Bühne beginnt heute!

Vereinsnachrichten



Ortsgruppe Prag, Sonntag, den 23. August: Abfahrt nach Ubohy, Masaryk-Bahnhof 6 Uhr 40 Minuten. Führt Schaffer.

Der Film

Ein ausgezeichneter Kulturfilm:

„Die Gefahren der Liebe.“

Unter Kulturfilm stellt sich die Öffentlichkeit gemeinhin etwas vor, was in erster Linie sachlich zum sagen fähig ist und was man sich nur ansieht, weil es eben eine kulturelle Verpflichtung ist, sich einmal für sein Geld mit Vangertweisse zu plagen. Von diesem Gesichtspunkt aus ist der vom Lloyd Film-Verleih dieser Tage vorgeführte Tonfilm deutscher Erzeugung „Die Gefahren der Liebe“ kein Kulturfilm. Denn er ist spannend wie nur ein Spielfilm (also etwa tausendmal unterhaltender und anregender als ein amerikanischer Tonfilm), er zeigt tadelloses Spiel, saubere Regie und hält sich frei von Reiz juglicher Art, also von Romantik, Nüchternheit und komischen Moritäten. Alles, was hier geschieht, könnte im Leben so geschehen sein, geschieht wohl auch bald da, bald dort so oder nicht wesentlich anders und ist erschütternde Anklage unserer verworrenen Moral, unserer mangelnden gesellschaftlichen Verantwortung, unserer Justiz.

Der Film spielt auf einem Versuchsgut, auf dem eine botanische Versuchsanstalt untergebracht ist. Der Verwalter, der das Gut leitet, ist der Typus des brutalen „Frauenbegynners“, ein Säuer, Schürzenjäger, Teufelskinder. Er stellt Arbeiterinnen und dann auch eine wissenschaftliche Mitarbeiterin mit Syphilis an, schwängert sie und drückt sich um die Verantwortung. An dem Schicksal des einen Mädels, der wissenschaftlichen Hilfsarbeiterin Ilse Thorn, wird nun ein leider typisches Frauenstück gezeigt. Ihr Verlobter, der sie zu seiner Frau gemacht hatte, läßt das Madel, in dem nun die Sinnlichkeit, das Triebhafte gemischt wurde, monatlang allein. Die Folge sind nervöse Zustände, Trübsinn und als Ende ein Alkoholrausch, in dem das Madel, halb vergenaltigt, halb verführt das Opfer des syphilitischen Verwalters wird. Der Verlobte kehrt zurück. Kein Akt will Ilse die Frucht nehmen, der doppelte Fluch unerwünschter Schwangerschaft und gefährlicher Erkrankung treibt sie zum Nehersten; sie schießt den Verwalter, der ihr mit jenseitigen Dohn begnügt, über den Haufen. Das Gericht spricht sie frei, die ärztliche Kunst heilt sie, sie wird dem Leben wiedergegeben. Dies die ergreifende, ohne kitschigen Beigeschmack bleibende Handlung.

In dieses Spiel wird nun die sonst in trockener Form gebotene „Aufklärung“ eben spielend, mangels natürlich eingeflochten. Man begleitet Ilse zum Frauenarzt, man sieht eine Wassermann-Station, Mütter mit der Kranken in einem medizinischen Werk, sieht die Syphilis-Station einer Hautklinik, die Zellen der Parolstifer und die Tabellier, man hört von den Heilberfahren und empfängt Warnung

und Trost ohne jede schulmeisterliche Geste. Nur die schwedischen Kinos sind die wissenschaftlichen Teile des Dialogs ins Schwedische transportiert worden.)

Der ausgezeichnete Regisseur des Filmes ist Eugen Thiele die wissenschaftliche Beratung befragte Dr. Guttman, die Musik Leo Feig (Erzeugerfirma Romit & Koell, Berlin). Unter den Mitwirkenden seien nur Albert und Elise Halfermann, Hans Stäwe, Schlettow (Verwalter), Kurt Lilien genannt. Das Madel spielt Toni van Esh, deren kindliche Gestalt und naives Spiel ergreifend menschlich wirken. Der Film ist allen Lichtspielhäusern, aber auch Volkshilfungsorganisationen warmstens zu empfehlen. (Steuerfreier Kulturfilm!) Dr. E. F.

„Ist Mark Dugan schuldig?“ Es war sicher ein Wagnis, einen Kriminalfilm zu drehen, der zu neun Zehnteln im Gerichtssaal spielt und sich vom filmischen so weit entfernt, daß er nur noch photographiertes Theater ohne Szenenwechsel ist; das Originelle, Eigenartige des Films geht dabei verloren. Wenn der Film trotzdem spannend ist und man während der langen Gerichtsverhandlung nicht ermüdet, so liegt es an dem ausgezeichneten Spiel einzelner Darsteller (vor allem Arnold Korff, am schwächsten ist die Heldin selbst, von Rosa Gregor kaum gespielt, sondern nur dekorativ dargestellt) und an dem Tempo, das der Regisseur der Gerichtsverhandlung und den Dialogen zu geben mußte. Zu empfehlen ist der Film vor allem deshalb, weil er ein anschauliches Bild des amerikanischen Prozeßverfahrens gibt, dessen himmelschreiende Albernheit so viele Menschenleben vernichtet und in Europa viel zu wenig bekannt ist. Diese Karikatur eines Prozeßes, an den mittelalterlichen Inquisitionsprozeß erinnernd, wird in dem Film mit treffender Satire festgehalten. (r.)

Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Rieker
 Verantwortlicher Redakteur: Dr. Emil Strauß
 Druck: „Rota“ A. G. für Zeitung- und Buchdruck
 Für den Druck verantwortlich: Otto Doll
 Die Zeitungsmarktenstruktur wurde von der Zeitungsdruckerei mit Verlag Nr. 12.830/VIL/1930 bew. (1931)

KINO-PROGRAMM

vom 21. August bis 27. August 1931.

Wran-Urania-Kino
 (Einziges deutsches Kino Prag)
„Brand in der Oper“
 (BARCAROLE)
 Alexa Engström, Jarmila Novotna, Gustav Frohlich, Gustav Grundgens.

Wo verkehren wir?
 Café „Continental“, Prag, Graben

Gastwirtschaft
LIDOVÝ DŮM
 (Gen. Wilhelm Opotrag)
 Täglich Konzert. PRAG II., Hybernska Nr. 7.

Die Deutsche Bezirksjugendfürsorge Rähr.-Mtskdt. sucht eine
Fürsorgegeschwester
 Gesuche mit kurzer Lebensbeschreibung und Gehaltsansprüchen sind bis 15. September einzubringen. 1258

Erlebnisse mit Katzen.

Von Fedor von Zobeltitz.

Als leidenschaftlicher Tierfreund hatte ich auch immer Katzen im Hause. Es gibt Menschen, die Katzen nicht leiden können, weil sie sie für falsch halten. Aber das ist durchaus unrichtig. Die Katze ist ebenso gutmütig wie der Hund — wenn sie liebevoll erzogen wird. Das ist die Hauptsache. Ich habe deshalb stets nur ganz junge Katzen zu mir genommen und bei ihnen die Erfahrung gemacht, daß sie sich sogar ausgezeichnet dressieren lassen. Die Katze ist ungemein klug, Gehör und Gefühl sind bei ihr außerordentlich scharf entwickelt. Die am feinsten dressierte Katze besah Ernst von Wildenbruch. Er und seine Gattin hatten eine wahrhaftige Passion für diese Säugetiergattung. In ihrer Wohnung wimmelte es von Jährgängern beiderlei Geschlechts, und damit sie ungehindert von einem Zimmer in das andere schlüpfen konnten, waren unter den Türen schmale Leinwand mit Klappen angebracht, um dem lieben Viehdiebstahl die Passage zu erleichtern. Einmal besuchte ich Wildenbruch und wurde von ihm auf das schmale Biedermeiersofa am Fenster seiner Arbeitsstube genötigt. Und da sah plötzlich ein Lebewesen wie ein junges Tigerchen neben mir. Es war aber bloß ein riesiger, schwarzer und rotgelber gefleckter spanischer Kater, den Wildenbruch einmal von einem Verehrer geschenkt bekommen und der sich lautlos in das Gemach geschlichen hatte. Dieser Kater konnte auf zwei Beinen laufen, Kopfstehen, sich auf Befehl wie eine Kugel zusammenrollen und noch sonst mancherlei Kunststücke, die Frau von Wildenbruch ihm beigebracht hatte.

Einen so gelehrten Kater habe ich freilich nie

besessen, dafür aber einmal ein höchst seltenes Katzengehör, nämlich ein schwanzloses, das auf der Insel Man im Irischen Meer beheimatet sein sollte. Ob alle diese schwanzlosen Katzen von Man kommen, weiß ich natürlich nicht. Die hieß Betty, hatte sehr schöne, bernsteinfarbige Augen mit Opalsplanz und einen hübschen Körper. Ihre Hinterbeine waren nämlich länger und kräftiger als die vorderen und infolgedessen sah sie in der Dämmerung wie ein junges Känguruh aus. Auch war das eine Hinterbein schwarz gefleckt und das andere schwarzweiß. Aber dies verrückte Vieh hatte eine akrobatische Begabung, die man bewundern konnte, und sie produzierte sich sichtlich gern in ihren Salonnummern. An den Alt einer Buche im Garten hatte ich einen langen dicken Strich aufhängen lassen, und es machte ihr besonders Spaß, an diesem Strich mit fabelhafter Geschwindigkeit hinaufzuklettern und sich dann in den Baumwipfeln zu schwingen, wo sie in ungeheureren Höhen von Alt zu Alt sprang. Sie war eine ganz ungewöhnliche Springerin. Später ging sie ein Liebesverhältnis mit einem gewöhnlichen Dorsfater ein. Das endete insofern unglücklich, als Betty fünf Junge von einer unglücklichen Zahndurchbohrung zur Welt brachte. Es waren durchwegs Karikaturen der Gattung Felis domestica. Da es Sommer war, so hatte Betty ihr Wochenbett im Freien. Und da sah man nun eines Morgens ein wunderliches Schauspiel. Ein kleiner Junghase, der sich in den Park verirrt hatte, saugte an ihren Brüsten, und sie ließ sich dies nicht nur ruhig gefallen, sondern leckte den Fremdling auch noch mit zärtlicher Mütterlichkeit.

An einem Lenztage, vor längerem Jahren, schickte mir Ernst von Wolzogen einmal einen Angoralater zu, mit der Bitte, ihn zu behalten und mit auf das Land zu nehmen. Er mußte

nach dem Zusammenbruch seiner bunten Bühne Berlin verlassen und wollte sich nicht mit dem Kater herumerschleppen. Dies Vieh war prachtdoll, ein Riesentier mit langem, weichem, seideweichem Haar, funkelnden Augen, kirchroten Lippen und Aufholhen. Aber es war auch bödsartig und unfauber. Ich taufte es Achmed, weil es aus einer Gegend kam, wo manche Leute so heißen. Da ich zunächst allein auf meinen Landhof fuhr, so verpackte meine Frau Achmed in einen geräumigen Korb, legte Lahnung dazu, und ich gab den Korb als Bahngesäß auf. Im Rupee traf ich einen verehrten Bekannten. Und der geriet in eine nicht endenwollende Heiterkeit, als der Schaffner im Fürstentum fahrend in das Rupee rief, ob sich hier ein Passagier befände, der eine lebendige Katze ausgegeben habe. Ich meldete mich natürlich, und da erklärte der Schaffner weiter, ich möchte mich sofort in den Gepäckwagen begeben, der Kater sei ausgebrochen und sitze nun oben auf einem großen Schrankkoffer und wolle nicht mehr herunter, er heiße und frage und zeige auch sonst ein ungebührliches Benehmen. So war es in der Tat. Im Gepäckwagen gab ich mir alle Mühe, das wilde Tier zu beruhigen und wieder in seinen Korb zu laden. Es gelang mir aber nicht. Achmed ließ sich wohl von mir anfassen und streicheln, wollte indes durchaus nicht die Höhe seiner Situation verlassen. So blieb mir denn nichts anderes übrig, als bei der Weiterfahrt zwei Stunden lang im Gepäckwagen stehen-zubleiben, die Hand in Achmeds Fell vergraben, denn wenn der Expedient sich ihm näherte, so begann der Kater zu fauchen und zeigte die Krallen. Wir haben an diesem Tier aus Angora keine rechte Freude gehabt. Einmal, im Spätschiff, verichwand Achmed spurlos, kehrte aber zu Herbstbeginn völlig verwildert wieder zurück.

Er hatte sich monatlang im Walde umhergetrieben. Achmed richtete nur Unheil an und vergriff sich sogar an den Hühnern. Kein Wunder, daß er tragisch endete. Im Kampfe mit einer dicken Wasseratze, die wohl von ausgeletem Milt gestossen hatte, erlag er seinen Verletzungen.

Achmed war auch die einzige Katze, die sich mit meinen Hunden nicht vertragen konnte. Zwill waren Hund und Katze in meinem Hause immer die besten Freunde. Sie folgten sich miteinander herum, sie fraßen zuweilen auch aus demselben Napf. Aber wenn die Katze davonließ und durch den Garten preschte, war es sofort mit der Freundschaft aus. Dann rogte sich der Instinkt, der uralte Widerstand im Blut, und klaffend jagten die Köter dem Kater nach. Die pflichten ja selten die Katze zu erwischen, die im letzten Augenblick immer auf einem Baum oder sonst einer Höhe Deckung findet, aber ich habe es doch erlebt, daß ein Forstterrier ein Käppchen, mit dem er sonst in idyllischem Frieden lebte, bei einer solchen Jagd im Genid packte und, vielleicht gegen seinen Willen, nur in der Sportlust des Augenblicks, totbiß. Mein letztes Katerle habe ich jung in Berlin verloren. Es war ein sogenanntes Karthäuserkätzchen, ein süßes Schmeicheletier mit pfiffigem Gesicht und schwarzen Lippen, spielsüchtig und zärtlich. Es stürzte vom Balkonrand drei Stockwerke tief auf die Straße, war aber im Fall nicht zu der berühmten traditionellen Wendung gekommen, die es der Katze gestattet, mit der Rücken zuerst den Boden zu berühren; es kroch sich das Rückgrat und starb nach wenigen Minuten. Seitdem besitze ich weder Katze noch Hund. Meine Frau meint, man würde doch recht einsam im Alter.